



1,70 DM / Band 337
Schweiz Fr 1,80 / Österr. S 13,-

NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Band 3 des fünfteiligen Jane-Collins-Abenteuers

Der Höllen-Detektiv

Frankreich F 5,50 / Italien L 1400 / Niederlande f 2,15 / Spanien P 110



Der Höllen-Detektiv

John Sinclair Nr. 337

Teil 3/5

von Jason Dark

erschienen am 18.12.1984

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Der Höllen-Detektiv

Es war die Nacht des Schreckens, die Stunde des Unheils oder die Minute des Grauens.

Leichenteile schwammen schaukelnd auf dem Sumpf. Schädel, Gebeine und Knochen. Ob sie einmal zu Menschen gehört hatten, wußte keiner zu sagen. Manche waren bleich, einige glänzten.

Andere wiederum schimmerten düster oder waren halb zerstört.

Doch alle hatten eines gemeinsam: das rote Licht, das sich wie ein Hauch über sie gelegt hatte.

Hoch über dem Sumpf war es aufgestrahlt. In unendlicher Ferne hatte seine Geburtsstätte gelegen, und seine Quelle erinnerte an eine rote Sonne, deren Strahlung alles überschwemmte und dafür sorgte, daß die Schreckgestalt, der dieses Licht galt, die passenden Rahmenbedingungen erhielt, um endlich aus den Tiefen des Sumpfes steigen zu können…

Es war ein grausames Geschöpf. Ein finsterer Dämon, wie er schlimmer nicht sein konnte.

Der Schwarze Tod!

Er hatte sich aus dem Sumpf hervorgeschoben, als hätten ihn unsichtbare Hände aus dem Schlamm in die Höhe gedrückt. Ein gewaltiges Skelett mit pechschwarzen Gebeinen, die der Satan persönlich angestrichen zu haben schien. Gewaltig auch der schwarze Schädel mit den Augenhöhlen, in denen sich das Licht gefangen hatte, so daß diese nun gefüllt waren und düster rot glühten.

Das war die Gefahr, die magische Antriebskraft, die die Existenz des Schwarzen Tods ermöglichte.

Er drückte die Schlammassen beiseite, wuchs, wurde größer und größer, so daß die beiden einsamen Betrachter Angst bekamen, als sie die Gestalt anschauten.

Die beiden waren ein Mann und eine noch junge Frau. Man konnte sie auch als Mädchen bezeichnen. Sie hieß Claudine Auber und war durch einen unglücklichen Zufall in dieser Hölle gelandet, denn sie befand sich weder in der Gegenwart noch in der Zukunft.

Blieb nur die Vergangenheit übrig, in die sie eine Schwarze Magie geschleppt hatte.

Der Mann, der sie begleitete, war ich. John Sinclair, Oberinspektor von Scotland Yard und von meinen Freunden scherzhaft Geisterjäger genannt. Ich konnte oder durfte das erleben, vor dem ich mich instinktiv gefürchtet hatte, nämlich die Geburt des Schwarzen Tods.

Ich war sprachlos. Zusammen mit Claudine Auber stand ich auf dem schmalen Pfad, der den Sumpf durchquerte, und schaute dorthin, wo die Pyramide versunken war und der Schwarze Tod nun den braunen, klebrigen Massen entstieg.

Er war ein Monster, das Angst und Schrecken verbreiten sollte. In der Vergangenheit auf dem Kontinent Atlantis, die für ihn zur Gegenwart geworden war, sollte er seinen Herren und Erschaffe den Großen Alten, Dienste erweisen. Das hatte er auch getan. Atlantis hatte in seinem Terror zu leiden gehabt.

Als der Kontinent versank, war es dem Schwarzen Tod gelungen, in andere Dimensionen zu fliehen. Er überlebte und führte seinen Terror fort. Es war fast vorprogrammiert, daß ich bei meinem Job auf ihn treffen würde. Und so kam es zu der Feindschaft zwischen mir und diesem grausamen Dämon. Wir hatten uns bis aufs Messer bekämpft, und mir war es dann gelungen, den Schwarzen Tod mit meinem Kreuz und dem Bumerang zu vernichten.

Das Kreuz hing offen vor meiner Brust. Zu dieser Zeit aber würde sich der Schwarze Tod darum nicht kümmern, denn das Kreuz wurde erst zu einer Waffe gegen ihn, als er die Seiten wechselte und nicht mehr den Großen Alten diente, sondern dem Teufel und dessen Magie.

Und nun sah ich, wie er entstand.

Ich stand da und staunte. Claudine hatte sich an mich geklammert. Ich spürte ihre Finger durch die Kleidung. Sie drückten in mein Fleisch. Sie, die eigentlich Unbedarfte, spürte besonders die grausame Ausstrahlung, die von dem Monster ausging. Sie merkte, daß hier eine Gestalt geboren wurde, die Geschichte innerhalb der Schwarzen Magie geschrieben hatte. So gesehen erlebten wir eine historische Stunde.

Höher schob ihn die Kraft aus den Tiefen des Höllensumpfes.

Noch rann die dicke Flüssigkeit träge an seinem schwarzen Knochengestell nach unten, doch die Gebeine im oberen Teil seines Körpers waren bereits blank, als bestünden sie aus poliertem Teer.

Ich hielt den Atem an.

Es war genau der Augenblick, als sich dieses Monstrum in seiner vollen Größe vor mir aufgerichtet hatte, den schwarzen Schädel ein wenig senkte und nach unten starrte..

Sah er uns? Erkannte er mich? Wenn ja, wie würde er reagieren?

Eigentlich durfte er mich nicht kennen, denn ich war später auf ihn gestoßen. Ich dachte auch an den gewaltigen Flugdrachen, den er als Reittier benutzt hatte. Dieser Vogel war nicht zu sehen.

Nur der Schwarze Tod.

Vergeblich suchte ich auch die vier Horror-Reiter, die kurz zuvor den Sumpf durchquert hatten und dann verschwunden waren.

Eigentlich hätte das große Skelett einsinken müssen, doch es stand auf dem Sumpf, als wäre dieser eine feste Mauer. Breitbeinig hatte er sich aufgebaut, zudem die Arme gespreizt, und er bewegte seine langen, schwarzen Knochenfinger.

Ich wußte, daß ich ihn jetzt nicht töten konnte, nicht in der Stunde der Geburt, aber auch ich konnte von ihm nicht umgebracht werden, denn dann hätte es mich in der Zukunft nicht gegeben.

Ein verrücktes Spiel, aber dennoch nicht ungefährlich. Schließlich waren mir die zahlreichen Möglichkeiten, die die andere Seite hatte, nicht bekannt, so daß mir nichts anderes übrigblieb, als abzuwarten, was der Schwarze Tod unternahm.

Er drehte sich.

Als er dies tat und uns seinen breiten Knochenrücken zuwandte, atmeten wir beide auf. Zum erstenmal seit einiger Zeit konnte Claudine Auber auch wieder reden.

»Mein Gott, er will uns nicht!« hauchte sie, faßte mich noch fester an und schüttelte mich regelrecht durch. »John, hast du gehört? Er will uns nicht!«

»Ja, ich sehe es.«

»Und jetzt?« Sie schluckte und holte schnell Atem. »Können wir wieder zurück in unsere Zeit?«

Ich lachte hart auf. »Das wird wohl so schnell nicht möglich sein.

Bisher habe ich noch keinen magischen Tunnel gesehen.«

»Und der Sumpf?«.

»Liegt doch unter uns.«

Sie schüttelte den Kopf. »Den meine ich nicht. Der im Schloß der Canottis.«

Ich hob nur die Schultern, gab wenig später eine Erklärung, weil ich Claudines enttäuschtes Gesicht sah. »Da müßtest du dich an die Familie Canotti halten, und das wird wohl kaum gelingen.«

»Ja, ich sehe schon, daß es nicht so einfach ist.« Sie schluckte ein paarmal und schaute zu, was der Schwarze Tod unternahm.

Uns hatte er den Rücken zugedreht und dabei blieb es auch. Er war einige Schritte gegangen, wobei er sich nun bückte und zunächst einmal in dieser Haltung blieb.

Das Gespenstische an der Sache war ihre Lautlosigkeit. Der Sumpf lag vor unseren Augen wie ein braunschwarzes, schweigendes Meer. Die Stimmung war schwerlich zu erklären, das Unheimliche überwog hierbei, wobei das Licht die Atmosphäre des Grauens noch verstärkte.

»Woraus mögen seine Knochen nur bestehen?« hauchte Claudine.

»Das darfst du mich nicht fragen. Ich habe ihn nicht erschaffen.«

»Wer dann?«

»Die Großen Alten.«

»Kenne ich nicht.«

»Sei froh.«

»Sind sie so gefährlich?«

»Ja, sehr. Und sie finden auch in unserer Zeit noch immer wieder ihre Diener. Sie waren die wahren Herrscher des alten Atlantis.«

»Und dort befinden wir uns, nicht wahr?«

Ich runzelte die Stirn. »Man kann ja und nein sagen. Ich habe das Gefühl, auf dem Planeten der Magier zu sein.«

»Und der ist nicht Atlantis?«

»Eigentlich nicht. Aber er gehört dazu und ist praktisch der Besitz des Dämons Arkonada. Es ginge zu weit, Claudine, dir all die Zusammenhänge erklären zu wollen, deshalb sollten wir es nehmen, wie es kommt, statt viel nachzudenken.«

»Das kannst du, John, ich schaffe es nicht.«

»Warte, was der Schwarze Tod unternimmt, danach sehen wir weiter. Irgend etwas muß er tun. Er kann nicht aus dem Sumpf steigen und nur dumm herumstehen.«

»Du hast noch Humor?« fragte sie voller Skepsis.

»Was bleibt mir anderes übrig?«

»Stimmt auch wieder.«

In der Tat konnte dieser Dämon nach seiner Geburt nicht tatenlos innerhalb des Sumpfes stehenbleiben. Er bewegte sich, hob seine langen, fleischlosen schwarzen Beine an und drückte die knöchernen

Füße auf die schwarze Fläche.

Er sank nicht ein. Nur bis zu den Knöcheln reichte ihm der Sumpf, das war alles. Bei jedem Schritt, den der Schwarze Tod tat, geriet der Sumpf in Bewegung, er warf Wellen, und die Gebeine auf seiner Oberfläche begannen zu schaukeln.

Es sah schlimm aus, wie die Knochen auf- und niedergetragen wurden.

Sie schwangen, und manch nicht skelettierter Schädel glotzte uns höhnisch an. Im Geiste zeichnete ich die Umrisse der versunkenen Pyramide nach und kam zu dem Ergebnis, daß der Schwarze Tod sich innerhalb dieser Grenzen bewegte. Er betrachtete sie praktisch als sein Aufbau- und Aktionsfeld.

Und er schritt genau die Grenzen ab. Wir sahen ihn nur im Profil, denn wir befanden uns zum Glück noch außerhalb. Für uns interessierte er sich nicht. Voll und ganz war er auf seine Aufgabe konzentriert.

Es war schon ein unheimliches Bild, das sich unseren Blicken bot.

Scharf hob sich seine Gestalt gegen den von rotem Licht ausgefüllten Hintergrund ab. Manchmal wirkte er wie ein von einem perfekten Künstler hergestellter Scherenschnitt. Dann wieder wie eine grausame Drohung aus einer fernen Welt.

Ich staunte ihn regelrecht an. Noch immer war ich mit der Tatsache nicht richtig fertig geworden, ihn, den Schwarzen Tod, so vor mir zu sehen, da ich ihm doch auf dem Friedhof am Ende der Welt mit Kreuz und Bumerang den Garaus gemacht hatte.

Dreimal ging er seine Strecke. Ich hatte in keiner Sekunde das Gefühl, als wären wir für ihn wichtig. Er würdigte uns mit keinem Blick. Sein Interesse galt einzig und allein der Aufgabe, die er zu erfüllen hatte.

Nachdem er das Quadrat an seinen Seiten entlanggeschritten war, durchquerte er es diagonal. Auch bei diesem Gang über die braune Sumpffläche wollte er uns nicht bemerken.

Dann blieb er stehen.

Mitten in der Bewegung schien er einzufrieren, die langen Arme hingen seitlich von seinem Körper nach unten. Nur seinen Kopf hatte er in den knöchernen Nacken gelegt und richtete den mit rotem Licht erfüllten Blick der Augenhöhlen gegen den Himmel.

Ich hatte das Gefühl, als würde er Kraft tanken für eine Aufgabe, die dicht bevorstand.

Plötzlich lief ein Zucken durch seine Gestalt. Für das Mädchen und mich war es der Beginn. Unsere Aufmerksamkeit nahm noch stärker zu, und wir erlebten, wie dieser gewaltige Dämon magische Kraft tankte.

Es war in der Tat ein Erlebnis, denn er holte sich die Kraft aus dem

Licht.

Über ihm, die Entfernung war für uns nicht zu schätzen, geschah etwas. Dort wurde das Licht intensiver, als bestünde es aus einer Masse, die sich immer stärker zusammenzog, damit sie sich genau auf einen Punkt konzentrieren konnte.

Dabei nahm sie an Intensität zu. Bisher hatte der »Himmel« nur geglüht, jetzt wurde ein starkes Leuchten daraus. Über dem Schwarzen Tod, wo dieses dichte Licht stand, konzentrierte es sich zu einer regelrechten Flammensäule, die plötzlich zu einem fauchenden, langen Streifen wurde, den eine für mich nicht erfaßbare Kraft aus dem Gesamtlicht herausgerissen hatte und gegen den Schwarzen Tod schickte.

Er saugte sie auf.

Sie drang in sein weit aufgerissenes Maul und umtanzte gleichzeitig die schwarzen Knochen des Skeletts.

Mich ließ das Bild nicht los. Der Schwarze Tod stand eingehüllt in rotes Feuer, das an seinen Seiten Blitze warf und dennoch nicht aus echten Flammen bestand, sondern aus magischem Licht.

Er saugte es auf.

Seine Kraft wuchs.

Der Körper schüttelte sich, und wenig später hörten wir ihn zum erstenmal.

Ein uriger, gewaltiger, röhrender Schrei drang aus seinem offenen Maul. Er fegte als hallendes Echo über den Sumpf. Ich hatte noch nie einen so schaurigen, gleichzeitig unheimlichen und triumphierenden Schrei in dieser Lautstärke gehört. Die Schallwellen pflanzten sich fort und schienen in die Unendlichkeit eindringen zu wollen, wo sie irgendwann einmal verhallten.

Der Schwarze Tod zitterte. Die dunklen, glänzenden Gebeine waren zum Zerreißen gespannt. Jeden Moment konnten sie auseinanderfliegen, als wäre zwischen ihnen eine Bombe explodiert.

Der Schwarze Tod erstarkte weiter. Obwohl seine Gebeine bebten, wurden sie nicht gesprengt. Das Licht, das auf dieser Welt herrschte und die Magie des Planeten weitergab, schenkte dem Schwarzen Tod die Kraft, die er benötigte.

Er war ein Mächtiger!

Noch einmal schrie er auf.

Dieser Schrei klang anders als der erste. Man spürte aus ihm gewissermaßen den Willen, der den Schwarzen Tod leitete und dafür sorgen würde, daß dieser mächtige Dämon mit all seiner Kraft für das Böse auf der Welt kämpfte.

Wenn ich den Schrei beschreiben sollte, so würde ich ihn als satt bezeichnen, denn der Dämon hatte nun genau das erreicht, was er wollte.

Er war wer!

Und er sollte zum Vertreter der Großen Alten und zum absoluten Herrscher des Bösen in dieser Welt werden.

Der Schrei verging. Die Normalität, sofern man überhaupt davon sprechen konnte, nahm wieder Besitz von diesem Teil der Welt, und der Schwarze Tod begann damit, seine erste Aufgabe durchzuführen.

Noch immer sah oder wollte er uns nicht sehen. Wir waren für ihn Luft, nicht einmal lästiges Beiwerk, das man zur Seite schieben mußte, anderes hatte Vorrang.

Ich schaute zum Himmel.

Claudine sah meine Kopfbewegung, blickte ebenfalls hoch und stellte eine Frage. »Täusche ich mich, oder hat die rote Färbung tatsächlich abgenommen?«

Ich lächelte. »Nein, du täuschst dich nicht. Der Himmel ist längst nicht mehr so rot wie zuvor.«

Sie nickte ein paarmal und zog auch die richtigen Schlüsse. Für mich ein Beweis, daß sie sich in dieser Welt schon gut eingelebt hatte. »Dann hat das Licht ihn gewissermaßen aufgebaut, wenn ich mich nicht irre.«

»Genau, das ist es.«

Was hatte der Schwarze Tod vor? Ich hoffte, auf meine drängende Frage eine Antwort zu erhalten und schaute zusammen mit dem Mädchen zu, wie sich das gewaltige Skelett bückte und seine Knochenklauen bis zur Hälfte innerhalb des Höllensumpfes versenkte.

Er blieb so.

Es verging Zeit.

Ich wurde ein wenig nervös, denn ich wußte nicht, was noch alles folgte und ob wir letztendlich nicht doch in diesen gefährlichen Kreislauf hineingezogen würden.

Dann geschah es.

Hatte der Schwarze Tod vorhin das rote Licht in seiner konzentriertesten Form aufgesaugt, so gab er einen Teil davon nun ab.

Lange, rote Lichtfäden zuckten durch den Sumpf, hellten ihn auf, und wir konnten in die rötlich ausgeleuchtete Tiefe hineinblicken.

Was wir sahen, war unglaublich. Im Höllensumpf gab es Leben!

Dort lagen Leichen, sie waren regelrecht festgewachsen, und eine sah schlimmer aus als die andere.

Schaurige Gestalten, manche halb verwest, andere aus nur mehr, blanken Knochen bestehend und wieder welche, die ein mumienhaftes Aussehen hatten. Für uns eine furchtbare Entdeckung, und wir sahen auch die Umrisse der Pyramide, die ebenfalls von den roten, magischen Lichtstrahlen getroffen wurde, so daß das Gold einen blutigen Hauch bekam.

Nur die vier Horror-Reiter entdeckte ich nicht. Sie schienen irgendwo

im Hintergrund zu lauern und auf ihre große Stunde zu warten.

Wie würde es weitergehen?

Es ging weiter, denn die magischen Strahlen drangen immer tiefer vor, bis sie den Grund der versunkenen Pyramide erreicht hatten und dort auf ihr Ziel trafen.

Selbst ich, der ich mit vielem gerechnet hatte, wurde davon überrascht, denn das rote Licht erreichte drei Gestalten.

Es waren die goldenen Skelette!

***

Er hieß Pernell Kent, war ein Mann in den besten Jahren und gehörte zu den Menschen, die stets Erfolg hatten und dort arbeiteten, wo der Normalbürger keinen Zutritt hatte.

In der Grauzone des Verbrechens und der Polizeiarbeit.

Früher sagte man Spitzel oder V-Mann. Heute trugen die Leute einen anderen Namen.

UCA!

Es war eine Abkürzung. Sie bedeutete nichts anderes als UNDER COVER AGENT.

So ein Mann war Pernell Kent. Eigentlich hatte er nach seinem Studium und der Militärzeit den Beruf des Privatdetektivs ausgeübt.

Und er gehörte zu den wenigen Leuten, die davon gut leben konnten, denn die Aufträge liefen bei ihm ständig ein.

Sein Hauptarbeitgeber war eine der größten Versicherungen. Und Kent löste selbst die Fälle, bei denen sich die normalen Firmenagenten die Zähne ausgebissen hatten. Dementsprechend hoch belief sich auch Kents Honorar.

Pernell Kent arbeitete zielsicher, erfolgsorientiert, und er kannte sich aus. Europa war sein Hauptgebiet. Ob in Oslo oder Cannes, Paris und Moskau, Kent wußte Adressen, kannte Kontaktleute und schaffte es immer wieder, durch seine Erfolge die großen Versicherungen zu verblüffen. So etwas blieb nicht geheim, es sprach sich herum. Auch die Polizei hatte von den Erfolgen dieses Mannes erfahren, und man setzte sich heimlich mit dem Detektiv in Verbindung.

Er wurde nach langen Diskussionen und Gesprächen als UCA angeheuert. Keiner der hohen Beamten des Geheimdienstes und anderer Dienststellen wußte, daß Pernell Kent genau das erreicht hatte, was er sich immer ausrechnete. Er arbeitete zwar weiterhin offiziell, aber im Notfall konnte er sich auf starke Hintermänner verlassen.

Auch weiterhin verließ ihn das Glück nicht. Er mischte bei Entführungsfällen mit, stieg auch mal in die Drogenszene ein und ließ große Coups hochgehen.

Natürlich lebte er gefährlich, aber er war wie ein Phantom. Kent

arbeitete in der Grauzone, und ebenso grau blieb seine Existenz. Es existierten so gut wie keine Fotos von ihm, und Kent sorgte dafür, daß es so blieb.

Der Erfolg klebte weiterhin an seinen Schuhen. Er lebte in Saus und Braus, gab das Geld so aus, wie er es verdiente, stemmte die Champagnerflaschen und ließ die Puppen tanzen. Mädchen, die auf harte Währungen scharf waren, gab es genügend, so geriet Kents Hormonhaushalt nie durcheinander.

Aber der Mensch braucht ein Hobby.

Auf der Höhe seines Erfolges merkte Kent die Unsicherheit, die ihn überkam, und er legte sich tatsächlich ein Hobby zu.

So außergewöhnlich und geheimnisvoll wie er selbst wurde auch das Hobby.

Er beschäftigte sich mit der Schwarzen Magie und vor allen Dingen mit dem Teufelskult.

Kent besuchte maskiert Schwarze Messen. Besonders in England tat er sich hervor, und irgendwann stieß er auf die Spur Gleichgesinnter, die ihn in die Kunst der Schwarzen Magie einweihten.

Er lernte reiche Menschen kennen, die dem Satan und dem Laster Geld frönten, er fand Kontakt zu Hexen, und er erhielt auch Aufträge.

Seinen größten Coup landete er, als ihm ein Belgier den Job vermittelte, einen Diamanten zu suchen, der sich die Träne des Teufels nannte. [1]

So etwas reizte ihn, und der Detektiv schaffte es, diesen Diamanten zu finden. Das hatte zwar zuvor niemand vor ihm fertiggebracht. Wo er ihn fand, verriet er nicht, sein Auftraggeber war jedenfalls überglücklich, als er den Stein besaß, und er gab Pernell Kent einen Spitznamen.

Der Höllen-Detektiv!

Dieser Name schmeichelte ihm, denn die Hölle war für Kent das, was für andere Menschen der Himmel war.

Daß er den Diamanten gefunden hatte, brachte ihm nicht nur viel Geld ein, sondern auch den direkten Kontakt zu den finsteren Mächten. Er lernte ein Wesen kennen, das schrecklich aussah und sich als Führerin der Hexen ausgab.

Wikka hieß diese Person.

Sie erkannte sofort die Qualitäten des Menschen und versprach Kent, davon auch den Höllenherrscher, den Teufel, zu unterrichten.

Kent war einverstanden, obwohl er nicht daran glaubte, Satan oder Asmodis je zu Gesicht zu bekommen. Er bekam ihn zu Gesicht.

In einer finsteren Nacht erschien ihm der Teufel und nahm ihm das Versprechen ab, sein Diener zu werden.

Nur zu gern stimmte der Detektiv zu. Aufträge erhielt er vorerst nicht, aber der Satan, das wußte Kent, hatte Zeit. Wenn er seine Hilfe

benötigte, würde er sich an ihn wenden.

Pernell Kent merkte, daß er unter den Einfluß eines Höheren geraten war. Seine Erfolge steigerten sich noch mehr. Er war so gut wie unverletzbar und knackte die schwierigsten Fälle.

Das wurde auch den Geheimdiensten unheimlich. Deshalb distanzierten sie sich von diesem Mann. Ohne Erfolg. Einmal Blut gerochen, blieb Kent in der Szene und mischte weiterhin kräftig mit, auch ohne offiziellen Auftrag.

Er hatte es nicht mehr nötig, Schwarze Messen zu besuchen, aber er dachte stets daran, daß der Teufel ihn irgendwann wieder besuchen würde, wenn er einen Job für Kent hatte.

Eine feste Bleibe hatte der Höllen-Detektiv nicht. Er wohnte oft in Hotels oder mietete sich für kurze Zeit teure Apartments. Dort zog er dann sehr schnell wieder aus. Immer dann, wenn ein Job für ihn erledigt war.

Momentan wohnte er in Bern.

Für drei Wochen hatte er das Apartment gemietet. Das Haus lag sehr schön, im Aare-Bogen, der die Altstadt Berns wie eine Zunge umschließt. Und gerade die Altstadt war etwas Besonderes.

Weniger für Pernell Kent, denn hier gab es nicht soviel Terror und Highlife wie in anderen Großstädten, mehr für Touristen, die einkaufen und sich kleine Geschäfte ansehen wollten.

Ein Job hatte ihn in die Schweiz geführt, denn in Bern sollte ein Großdealer wohnen, der eine Versicherung zusätzlich betrogen hatte.

Das Erfolgshonorar für den Detektiv betrug 100 000 Dollar.

Steuerfrei natürlich. Von so etwas träumten die meisten. Menschen.

Die Schweiz gilt als ein verschwiegenes und auch sicheres Land.

Dementsprechend fühlte sich der Mann, der sich in die Hauptstadt Bern zurückgezogen hatte.

Der Höllen-Detektiv hatte über zwei Wochen gebraucht, um die Anschrift herauszufinden. Eine Frau, die ein kleines Antiquitätengeschäft führte, hatte sie ihm schließlich verraten. In welcher Beziehung sie zu dem Betrüger und Dealer stand, hatte sie nicht mitgeteilt. Es war dem Detektiv auch völlig egal.

Sein Mann hieß Georg Myer! Jedenfalls nannte er sich so. Er konnte auch Smith heißen oder Zanutti oder Svensson. Namen waren für ihn wie Schall und Rauch, die wechselte er öfter als seine Freundinnen.

An einem warmen Sommerabend im August machte sich der Höllen-Detektiv auf den Weg, um Myer zu stellen. Die anbrechende Nacht reizte zum Ausgehen. Etwas zu trinken und mit Freunden zu plaudern.

Zahlreiche Berner und auch Fremde waren auf die Idee gekommen, hatten ihre Häuser verlassen und saßen im Freien vor den zahlreichen Cafés und Lokalen in den Arkaden, um die laue Luft so richtig genießen zu können.

Auf den Straßen selbst flanierten Pärchen, lachten, ließen sich hin und wieder auf Bänken nieder und genossen auch den lauen Wind, der vom Aare-Bogen her in die Altstadt fuhr.

Pernell Kent hielt sich stets im Schatten der Arkaden. Er war so etwas gewohnt. Reine Vorsichtsmaßnahme. Er hatte viele Feinde.

Man konnte ihn schon als einen etwas auffälligen Menschen bezeichnen. Sein rotbraunes Haar war gescheitelt und der Mode entsprechend geschnitten, aber nicht zu lang. Eine helle dünne Jacke trug er, dazu eine dunkle Hose und einen, sehr leichten Sommerpullover, der auf seiner Haut kaum zu spüren war.

Zahlreiche Blicke trafen ihn, und wer dabei von ihm angesehen wurde, hatte das Gefühl in Eisaugen zu sehen, deren Pupillen grünlich wie Gletscherwasser schimmerten. Die Gesichtszüge des Mannes konnte man als hart bezeichnen, das Leben hatte eben Spuren in seiner Haut hinterlassen. Seine Mimik wirkte ständig verkniffen. Dazu gehörten der schmale Mund, die hohe Stirn und die etwas nach innen gerutschten Wangen, auf denen morgens rötlich-blonde Barthaare sprossen.

Eine Hand hatte Pernell Kent in der Hosentasche vergraben. In der anderen hielt er eine brennende Zigarette, an der er hin und wieder zog und den Rauch durch die Nasenlöcher ausströmen ließ.

Sein Blick war mit dem eines Falken zu vergleichen. Obwohl sein Gesicht hin und wieder einen so desinteressierten Ausdruck aufwies, entging ihm nichts.

Er schaute genau hin, wer ihm entgegenkam, und tastete die Menschen in Sekundenschnelle mit seinen Blicken ab.

Um sein Ziel zu erreichen, mußte er zunächst die Kramgasse hinunterschlendern, wo sie fast die Aare erreichte. Kurz davor ging es dann rechts in eine Straße hinein, die noch schmaler war. Obwohl die berühmten Arkadengänge vorhanden waren, herrschte in der unteren Hälfte der Straße nicht so viel Betrieb, denn es gab kaum Geschäfte und keine Lokale. Die begannen erst weiter oben.

Pernell Kent kam dies sehr gelegen. Er konnte bei seinen Einsätzen alles gebrauchen, nur keine Zeugen. Je weniger Betrieb, um so besser für ihn und seinen Job.

Obwohl es im Vergleich sehr ruhig war, hielt er sich auch hier stets im Schatten der deckungsgebenden Arkadengänge. Alte Gewohnheiten legte man eben nicht so schnell ab.

Menschen sah er kaum, Und wenn, dann waren es welche, die selbst die Dunkelheit suchten oder die Nische der jetzt verschlossenen Einfahrten, die es zwischen den dicht nebeneinanderstehenden Häusern gab. Manch heißes Liebesgeflüster drang an seine Ohren, und oft genug waren die Schatten der Küssenden zu einem verschmolzen.

Das war harmlos. Kent wußte dies, es machte ihm nichts aus. Früher

hatte er ähnlich gehandelt, bis er voll in das Leben eingetreten war und einen gefährlichen Job übernahm.

Allmählich näherte er sich seinem Ziel.

Bisher war er ziemlich locker gewesen, nun veränderte sich sein Gang.

Er wurde schleichender, glich schon mehr dem eines gespannten Tieres, und es war auch kein Laut zu vernehmen, da Kent Schuhe mit geräuschdämpfenden Sohlen trug.

Er kam stets wie ein Schatten und handelte ebenso schnell und beinahe schon explosiv.

An dem Haus, das sein eigentliches Ziel war, schritt er zunächst vorbei. Aus dem Augenwinkel nahm er die Beschriftung des Schildes wahr, das an der Mauer neben der offenen Einfahrt hing.

Eine Werbeagentur hatte hier ihren Sitz. Dies aber in der ersten Etage und nach vorn hinaus. Wenn man durch die Einfahrt schritt, gelangte man in einen nur zur Einfahrt hin offenen Hof und gleichzeitig an einen moderneren Anbau, wo sündhaft teure Wohnungen vermietet wurden.

Es waren trotz der Größe des Anbaus nur vier. Dementsprechend viel Platz hatten die einzelnen Mieter.

Kent hätte sich lieber regnerisches Wetter gewünscht, denn bei dieser lauen Luft hielt es die Mieter der Wohnungen nicht mehr zwischen den vier Wänden. Drei Balkone waren beleuchtet. Da schaukelten bunte Birnengirlanden. Die Menschen saßen dort, redeten miteinander, tranken, lachten und hörten Musik.

Pernell Kent blieb stehen. Er schaute sich kurz um, sah niemanden und huschte wieder zurück. Schattengleich drückte er sich um die Hausecke in die Einfahrt hinein, die nicht beleuchtet war, so daß er mit der Dunkelheit verschmelzen und zunächst einmal tief durchatmen konnte.

Das war geschafft.

Eine Minute ließ er sich Zeit. Seine Augen gewöhnten sich an die Lichtverhältnisse, und er erkannte, daß auf dem Hof selbst keine Laterne brannte.

Das Licht fiel nur von den drei erleuchteten Balkonen.

Ihn aber interessierte der vierte. Die Wohnungen befanden sich im Parterre und der ersten Etage. Die, in die der Detektiv wollte, lag rechts und in der ersten Etage. Es mußte jemand zu Hause sein, denn ein schwaches Leuchten war hinter der breiten Scheibe zu erkennen.

Kent ließ die Einfahrt hinter sich. Im Gegensatz zu den meisten dieser Höfe, die es in der Altstadt gab, war der, durch den er schritt, asphaltiert worden. Kein Kopfsteinpflaster konnte für Kent zur Stolperfalle werden.

An der linken Seite, wo noch altes Mauerwerk hochwuchs, erkannte

er einige aufgezeichnete Parktaschen, in denen zwei Wagen standen.

Amerikanische Straßenkreuzer. Sehr leise ging er weiter. Dabei behielt er die Balkone im Augenschein, auf denen gefeiert wurde.

Frauen lachten, Musikklänge wehten über den Hof. Er hörte die Stimme der italienischen Sänger Milva, die von der Freiheit sang. Er lächelte kalt, wenn er daran dachte, daß für seinen Mann diese Freiheit bald vorbei sein würde.

Kent rechnete mit allem, auch mit Leibwächtern, die irgendwo lauerten und ihren Boß abschirmten.

Er wurde noch vorsichtiger, als er in die Nähe des Eingangs geriet und hinter einem mit blühenden Blumen gefüllten runden Betonkübel Deckung fand. Zwei Minuten vergingen. Etwas Außergewöhnliches konnte er nicht entdecken. Bisher schien niemand etwas von seiner Ankunft bemerkt zu haben. Und so sollte es auch sein.

Unten wurde gefeiert. Das vom Balkon fallende Licht erreichte aber nicht den Blumenkübel und auch nicht die Haustür, die der Höllen-Detektiv mit drei schnellen, lautlosen Schritten erreichte. Er konnte nicht damit rechnen, daß sie offen war und freute sich, als er sie aufstoßen konnte.

Fühlte sich Myer so sicher?

Licht machte er nicht. Er mußte vier Stufen hoch und sah die Umrisse einer breiten Treppe.

Kurz davor befand sich an der linken Seite eine breite Tür in einer Nische. Dort ging es zur Parterre-Wohnung.

Kent nahm die Treppe.

Auf Zehenspitzen huschte er sie hoch. Sein Jackett hatte er geöffnet, damit er schneller seine beiden Revolver ziehen konnte, die in den Schulterhalftern steckten.

Zwei Treppen mußte er überwinden, um sein Ziel zu erreichen.

Vor der Tür stehend, setzte er seinen schnell ausgedachten Plan in die Tat um. Er wollte das Feiern der anderen Mieter ausnutzen.

Kent zerwühlte sein Haar und machte Licht. Es blendete nicht und warf seinen gelben Schein nur über den weißen Marmor der Wände. Ein sehr neues, sehr sauberes Haus, in dem man sich wohl fühlen konnte.

Kent sah eine Klingel, aber kein Namensschild. Und ein Guckloch gab es in der Tür auch nicht.

Er schellte.

Ziemlich lange sogar, denn jeder sollte merken, daß jemand Einlaß begehrte.

Dennoch dauerte es seine Zeit, bis er hinter der Tür Schritte vernahm.

Eine dumpf klingende Stimme fragte. »Wer ist da?«

»Ich!« krächzte der Detektiv.

»Wer ist ich?«

»Hören Sie. Öffnen Sie, Mann. Es ist eine irre Nacht. Ich komme von unten, wir machen einen drauf. Das wird ein Hammer, und wir wollen alle Hausbewohner einladen. Kommen Sie, Herr Myer!«

»Nein, kein Interesse.«

»Bitte.« Kent bemühte sich, die schwere Stimme eines Betrunkenen nachzuahmen.

»Ich sagte doch, kein Interesse.«

Innerhalb kurzer Zeit entschloß sich der Mann, andere Mittel anzuwenden. Er wurde rabiat. Ihm ging es nur darum, daß man ihm die Tür öffnete. Er spielte weiterhin den Betrunkenen. Diesmal aber krakeelend und wütend.

Mit den Fäusten hämmerte er gegen die Tür. »He, du verschlafene Eule, mach auf! Wir feiern, wir…« Wieder hämmerte er dagegen.

Das Trommeln hallte durch den Flur.

Wenn dieser Myer etwas nicht vertragen konnte, war es das Erregen von Aufsehen. Es blieb dem anderen praktisch keine andere Wahl, als die Tür zu öffnen.

Das tat er auch.

Und er lief haargenau in Kents Falle. Als die Tür nach innen aufgezogen wurde, hatte der Detektiv beide Arme erhoben und die Hände zu Fäusten geballt.

Die schickte er nach unten. Zwischen den Armen hindurch nahm er das konsterniert aussehende Pfannkuchengesicht des Leibwächters wahr, dann spürte Kent die beiden Schläge, und die teigige Haut unter den Fäusten. Etwas Rotes lief aus der Nase des Mannes.

Er gurgelte auf, taumelte zurück, wobei er beide Hände gegen sein Gesicht preßte.

Kent kickte die Tür mit dem Absatz zu. Sofort hetzte er hinter dem anderen her.

Der Mann war gegen einen dunkelroten Einbauschrank gefallen.

Seine Hände hatte er sinken lassen. Das Gesicht sah nicht mehr so aus wie vor fünf Sekunden, aber der Kerl war noch nicht erledigt, denn seine rechte Hand bewegte sich auf den Gürtel zu.

Der Höllen-Detektiv hatte schon einen Revolver gezogen. Er schoß nicht, er schlug.

Der Lauf raste von oben nach unten. Sein Ziel war der Scheitel des Leibwächters, wo ein wenig von der Kopfhaut aufplatzte, als das dumpfe Geräusch des Treffers zu vernehmen war.

Diesmal brach der Mann zusammen. Kent kannte seine Treffer. Er schaute nicht mehr hin, durchquerte den Flur und hörte, noch bevor er den Wohnraum betrat, Schritte.

»Verdammt, was ist denn da los?«

Dieses heisere Organ gehörte Myer. Kent lächelte kalt, sah die

offenstehende Tür zum Wohnraum und auf der Schwelle die Gestalt des Verbrechers.

Er trug ein weißes Hemd, das offenstand. Genau in den dreieckigen Ausschnitt und dicht unterhalb des Halses preßte Kent die Mündung seines Revolvers.

Myer erschrak aus zwei Gründen. Einmal über den ihm bekannten harten Druck und zum anderen über die Gestalt des Eindringlings, der so unerwartet vor ihm stand.

Der Mann wurde steif. Nur sein Atem war zu hören. Die Augen in den Höhlen bewegten sich lautlos.

Sekundenlang geschah nichts. Kent besaß so seine Methode. Er ließ dem anderen die Zeit, sich zu erholen und mit der Überraschung fertig zu werden.

»Wer sind Sie?« röchelte Myer nach einer Weile.

»Das wirst du gleich sehen.«

»Verdammt, ich…«

»Geh erst mal rein!«

Myer blieb nichts anderes übrig, als den Befehl zu befolgen.

Rückwärts und mit zitternden Knien wich er zurück in den großzügig eingerichteten Luxusraum. Auf einer weißen Ledercouch konnte er Platz nehmen. Kaum saß er im Polster, als ihn Kent blitzschnell abtastete und beruhigt war, daß er keine Waffe fand.

Er nickte, ging zurück und ließ sich ebenfalls in einen Sessel fallen.

»Wir sind jetzt allein?« fragte er.

»Ja.«

»Dein Aufpasser liegt in der Diele. Er taugt übrigens nichts. Aber du brauchst keine Angst zu haben, Myer. Für die nächsten zwanzig Jahre hast du ausgesorgt.«

»Wieso? Wer sind Sie?«

»Namen spielen keine Rolle. Ich sollte dich fangen und habe es geschafft.«

»Du bist ein Bulle?«

»Nein.«

»Dann von der Konkurrenz?«

»Vielleicht.«

Myer wischte nachdenklich mit dem Ärmel über sein schweißnasses Gesicht. »Wenn du von der Konkurrenz bist, könnten wir miteinander reden. Ich zahle immer mehr.«

Pernell Kent schüttelte den Kopf. »Nicht bei mir. Wenn ich einen Job angenommen habe, führe ich ihn auch aus.«

»Für wen arbeitest du?«

»Zunächst auf eigene Rechnung.«

»Glaub’ ich nicht.«

»Deine Sache.«

Myer griff nach einem Glas. Eine trübe Flüssigkeit füllte es bis zur Hälfte. Kent ließ ihn gewähren. Er fühlte sich sicher. Zudem hielt er einen Revolver in der Hand.

In den anderen Wohnungen feierten die Menschen noch immer.

Die Stimmen und die Musik klangen leise.

Über den Rand des Glases hinweg schaute Myer den Detektiv an und sah dessen Kopfschütteln. Pernell ließ sich auf nichts ein, das war seine Devise. Er wollte Myer den Schluck noch gönnen, bevor er ihn abführte oder wegschaffte.

Der andere stellte das Glas zurück. Er gehörte nicht mehr zu den Jüngsten. Im Laufe der Zeit hatte er Fett angesetzt. Sein Bauch schob sich über den Hosengurt hinweg. Auch der Kopf hatte an Größe zugenommen, und die Haut schimmerte rosig.

»Fertig?« fragte Kent kalt.

Myer nickte.

»Dann können wir gehen.«

»Und du bist nicht umzustimmen?«

»Nein. Das ist wie bei jemandem, der sich einmal entschlossen hat, einen Betriebsausflug nicht mitzumachen, obwohl ihm sein Chef vorhält, daß so etwas Dienst ist. Verstanden?«

Myer winkte ab. »Du wirst dich wundern. Noch sind wir nicht raus aus der Schweiz.«

»Das weiß ich selbst.«

Der Dicke stemmte sich hoch. »Darf ich wenigstens meine Jacke holen?« Er deutete auf eine Doppeltür. »Sie befindet sich dahinter im Schlafzimmer.«

»Die Tricks kenne ich.«

»Aber ich will nur die Jacke.« Myer breitete die Arme aus.

»Klar. Das erlaube ich dir auch. Ich werde mitgehen, wenn es genehm ist.«

»Bitte.« Myer drehte sich bereits um, damit er die Richtung einschlagen konnte. Er tat nichts. Auch dann nicht, als er die Tür aufstieß und das Zimmer betrat.

Auf der Schwelle mußte Myer stehenbleiben. Im Zimmer brannte kein Licht. Die beiden Männer befanden sich dicht hintereinander.

Der Detektiv spürte, wie der andere zitterte.

War es Angst?

»Was hast du?« fragte Pernell Kent.

»Ich… ich muß Licht machen.«

»Dann tu es.«

»Okay, ich meine nur, weil du…«

»Los, mach Licht!« Kent wurde ungeduldig. Er hätte nicht gedacht, einen so nervösen Vertreter vor sich zu sehen. Dieser Typ schien seine Nerven mit dem Alkohol weggespült zu haben.

Myer wandte sich nach links. Er streckte einen Arm aus, sein Körper machte die Bewegung mit – und war im selben Augenblick verschwunden.

Reingelegt! dachte Pernell Kent noch, als schon das Licht aufflammte.

Er vernahm ein fettes Lachen und eine tiefe Stimme, die fragte:

»Soll ich ihn gleich umlegen, Boß?«

Es gibt wohl immer Momente im Leben eines Menschen, wo er zu einer Selbstkritik und gewissen Erkenntnis kommt. So auch der erfolgreiche Detektiv Pernell Kent.

Er stand da mit gezogener Waffe und hätte eigentlich schießen können, aber er befand sich in der Falle. Myer, dieser dicke Kerl, den er unterschätzt hatte, war nach links weggetaucht, stand geduckt neben dem Bett, mit vor Haß verzerrtem Gesicht.

Gesprochen hatte er nicht. Dafür zeigte sich ein anderer verantwortlich, von dem eigentlich gar nichts zu sehen war. Nur die Mündung und das Stück eines schwarzen Laufs. Beides ragte aus einem Türspalt, hinter dem der Mann stand.

Dachte man sich eine gerade Linie vom Lauf bis zur Tür, so befand sich Pernell Kent genau am Ende dieser Linie. Wenn der andere schoß, würde er ihn durchlöchern, denn es stand für Kent fest, daß dieser Type eine MPi in der Hand hielt. Das allein erkannte er schon am Lauf der Waffe.

Plötzlich wurde es in seinem Hals trocken. Kent mußte sich ein paarmal räuspern, und er ließ dabei seine rechte Hand sinken. Er hätte den Arm schwenken müssen, um Myer zu treffen. Das wäre nicht gut gewesen, denn es hätte einfach zu lange gedauert.

So gab er nach.

Und Myer freute sich, er begann zu lachen. Es war ein schrilles Geräusch, geboren unter einer Nervenanspannung, die sich einfach freie Bahn verschaffen mußte.

»Wirf die Kanone weg!« flüsterte er. »Aber sehr schnell, du mieses Schwein!«

Damit war Kent gemeint. Mit einer lässig anmutenden Handbewegung schleuderte er die Waffe auf das französische Bett mit der hellroten Decke. Der schwarze Revolver paßte zu der Farbe wie die Faust aufs Auge.

Kent war klar, daß er etwas versuchen mußte. Zeit gewinnen.

Warten auf eine Unachtsamkeit des anderen, dann konnte es ihm unter Umständen gelingen, auch einen Typ, der eine Maschinenpistole trug, zu überwältigen. Es wäre nicht das erstemal gewesen, doch zuvor mußte er sich auf die Bedingungen, die für ihn nicht günstig waren, einstellen.

Wahrscheinlich handelte es sich bei dem MPi-Träger um einen zweiten Leibwächter. Kent hätte sich zuvor lieber genauer erkundigen

sollen, aber es war schon schwer genug gewesen, Myer überhaupt zu finden.

Sehr vorsichtig wurde die Tür geöffnet. Dabei bewegte sich der MPi-Lauf kaum, der Detektiv blieb stets im Streubereich dieser gefährlichen Schußwaffe.

Der zweite Aufpasser erschien. Ein schwarzhaariger, etwas untersetzter Bursche mit einem blassen Gesicht und kalten Fischaugen.

Trotz seines Gewichts bewegte er sich lautlos und ließ Pernell Kent nie aus dem Blick. Von links vernahm der Höllen-Detektiv das Atmen des Verbrechers und Betrügers. Es hörte sich schon wieder ruhiger an, denn der andere bekam allmählich seine Nerven unter Kontrolle.

Aus seine Stimme klang Hohn, als er sagte: »Das hast du gut gemacht, Erich, sogar sehr gut.«

Dem Namen nach zu urteilen, schien Erich ein Deutscher zu sein.

Er lächelte knapp, als er das Lob hörte, und setzte sofort eine Frage hinterher. »Soll ich ihn jetzt nicht umlegen, Chef?«

»Doch, kill ihn!«

Für einen Moment leuchtete es in Erichs Augen auf. Auch Pernell Kent hatte sich getäuscht. Es war ernster, als er angenommen hatte, und das wunderte ihn. Wie rasend mußte ihn Myer hassen, wenn er sofort Befehl zum Töten gab.

»Moment«, sagte Kent. »Ich will euch etwas erklären…«

»Das wollte ich auch!« giftete Myer böse. Er hatte sich auf das Bett gestützt und starrte den anderen an. »Aber du hast es nicht zugelassen, du Hund. Du wolltest keine Kompromisse eingehen, und jetzt gehe ich keine ein. Verstanden?«

»Ja.«

»Dann bereite dich auf das Sterben vor. Ich werde zuschauen, wenn dich die Kugeln durchlöchern.« Er lachte zwischendurch.

»Das habe ich mir geschworen. Jetzt!«

Pernell Kent konnte sich nicht mehr verteidigen, denn der andere feuerte.

Er bewegte seine Maschinenpistole leicht hin und her, damit er mit seinen Kugeln eine möglichst große Fläche abdeckte.

Pernell Kent starrte direkt in das vor der Mündung tanzende blasse Feuer. Er erwartete die ersten Einschläge und sah mit an, daß alles ganz anders kam.

Plötzlich hatte er das Gefühl, einer der Darsteller in einem phantastischen Film zu sein, denn die Waffe in der Hand des Mannes machte sich selbständig.

Eine unheimliche Kraft schlug unter die Hände. Die Arme fuhren in die Höhe, und die harten Geschosse hieben in die Decke, wo sie Putz herausrissen und faustgroße Löcher hinterließen.

Das war nicht alles.

Erich bekam es knüppeldick und grausam.
Die Waffe in seiner Hand zersprang wie eine Kokosnuß-Schale, die mit einem Hammer traktiert wurde. Nach allen Seiten flogen die Teile weg und aus dem, was noch übrigblieb, spritzte eine gewaltige Wolke hervor, die grünrot schimmerte und sich wie ein aus der Dusche fallender Strahl über den Killer ergoß.
Der begann zu schreien.
Es waren schlimme Laute, die er ausstieß. Dabei wälzte er sich auf dem Boden. Für einen Moment geriet er aus der Sichtkontrolle des Detektivs, und im nächsten Augenblick schossen dort, wo der Mann lag, Flammen in die Höhe.
Pernell Kent wollte seinen Revolver schnappen und die Flucht ergreifen, als er stehenblieb und breit grinste.
Er hatte in den Flammen etwas gesehen, das für ihn ein Zeichen und Omen war.
Die Fratze des Teufels!
Dreieckig, böse, kalt und ungemein grausam.
Da erinnerte sich Kent wieder an das Bündnis, das er mit dem Satan geschlossen hatte, und war nun sicher, daß ihm nichts mehr passieren konnte.
Der Höllenfürst stand auf seiner Seite.
Das Feuer verbreitete seltsamerweise keinen Rauch, sondern nur Geruch, und der war auch nicht mit dem zu vergleichen, den ein normales Feuer verbreitete.
Es stank nach Schwefel, nach allmählich verglimmendem Fleisch und verkohlten Haaren.
Eigentlich hätte der Detektiv den anderen hören müssen. Erich schrie nicht. Es drang auch kein Jammern über seine Lippen. Und gerade dies nahm den eisenharten Mann so mit. Dieses stumme, wohl verzweifelte Sterben des Menschen.
Sehr schnell jedoch hatte sich Pernell Kent wieder gefangen. Er dachte daran, daß der andere auch keine Gnade ihm gegenüber gekannt hatte.
Den Tod hatte er sich selbst zuzuschreiben, und über die Lippen Pernell Kents floß ein böses Grinsen.
Noch einmal sah er etwas.
Ein Arm schob sich in die Höhe und eine schwarze Hand kroch über die Bettkante. Die Haut darauf zog sich zusammen, wurde brüchig, danach zu Staub, so daß Knochen freilagen. Dann zog eine andere Kraft die Hand wieder nach unten, und auch die Flammen verlöschten. Nur mehr der Geruch trieb durch den Raum.
Es wurde still.
Nur für eine kurze Weile, denn plötzlich heulte jemand auf. Es war Myer, der ebenfalls alles hatte mit ansehen müssen. Dieser Laut riß

Pernell Kent aus seiner Erstarrung. Er drehte den Kopf nach links und sah Myer zwischen Bett und einer mit einem viereckigen Spiegel versehenen Wand stehen.

Der Verbrecher war grau geworden. Man sagt es so leicht dahin, diesmal stimmte es. Pernell Kent hatte schon viel gesehen, aber diese Gesichtsfarbe noch nicht.

Wie Asche…

Oder wie das, was von Erich, dem Leibwächter, zurückgeblieben war.

Noch etwas kam Kent an diesem Mann seltsam vor. Nur seine Unterlippe zitterte. Sie hing wie ein alter Lappen nach unten, auf dem sich der Speichel gesammelt hatte und in Tropfen zu Boden fiel.

Der Höllen-Detektiv schritt bis zum Fußende des Betts, nahm den Revolver an sich und steckte ihn so lässig, wie er ihn auf das Bett geworfen hatte, wieder ein.

Er war sicher, daß er diese Waffe nicht mehr benötigte. Nicht bei Myer und nicht unter dem Schutz des Teufels.

Danach ging er auf Myer zu.

Der erwachte aus seiner Erstarrung, drehte den Kopf, sah den anderen und streckte die Arme aus. »Was… war das vorhin …?« brachte er mühsam über die Lippen.

»Ein Mord«, erwiderte Kent.

»Nein…«

Kent nickte grinsend. »Das war ein Mord.« Seine Hand schnellte vor.

Er drehte den Hemdstoff herum, und dem anderen wurde die Luft knapp. »Natürlich war es ein Mord. Willst du Erich sehen, du kleiner Scheißer?«

Myer schüttelte so heftig den Kopf, daß seine Fleischmassen im Gesicht wackelten. Dann sprühte Speichel vor seinen Lippen und näßte Kents Haut.

Der Detektiv verzog die Mundwinkel. Mit einem Stoß beförderte er den anderen zurück. Myer fiel gegen den Spiegel. Er wollte weg und konnte nicht mehr.

Der Mann klebte fest.

Alles, was in seinen Kräften stand, versuchte er, um sich zu befreien.

Nichts ging. Da war eine andere Kraft wesentlich stärker als er, und diese Kraft kam aus der Hölle.

Zwar war Myer breitschultrig, aber nicht so groß, daß er die gesamte Spiegelfläche verdeckt hätte. Pernell Kent konnte noch an ihm vorbei auf das Glas schauen.

Der Spiegel hatte sich verändert. Er glänzte nicht mehr, sondern zeigte ein mattes Grau, aus dem sich die Gesichtskonturen des Teufels hervorhoben.

»Ich hole ihn mir«, vernahm Pernell Kent die Stimme des Höllenherrschers. »Dann wirst du erleben, wie es ist, wenn jemand im

wahrsten Sinne des Wortes vom Teufel geholt wird.«

Der Satan hatte die Worte kaum ausgesprochen, als er sie in die Tat umsetzte. Und Pernell Kent erlebte abermals die Kraft seines großen Mentors.

Erich hatte nicht geschrien, sein Boß brüllte. Vor den Augen des unbeweglich dastehenden Pernell Kent wurde er in die Spiegelfläche gezogen. Zuerst riß ihm die Kraft des Teufels die Beine vom Boden weg. Er schwebte waagerecht in der Luft und streckte, als wollte er nach einem Halt suchen, beide Arme aus.

Wie ein menschliches Flugzeug, dachte der Höllen-Detektiv und begann zu lächeln.

Aus dem Nichts entstand ein Sturm. Er hielt sich nur nahe der Spiegelfläche, zerrte, riß an der Kleidung und schleuderte das weiße Hemd des Mannes aus der Hose, so daß es nur mehr zu einem flatternden Fetzen wurde.

Dann drehte sich die Kraft, und sie packte den Mann jetzt von allen Seiten. Myers Gesicht wurde zur Maske der Angst. Jeder Muskel unter der Haut schien schief zu sitzen. Die Augen weiteten sich, während er von rückwärts durch die Kraft des Teufels in den Spiegel hineingezogen wurde, so daß immer mehr von ihm verschwand und er bald nur noch mit seinem Oberkörper hervorschaute.

»Aaaaahhhh…«

Sein Schrei war kaum auszuhalten. Die Adern traten in seinem Gesicht überdick hervor, und einige platzten auf, so daß kleine rote Rinnsale über die Haut liefen.

Pernell Kent schaute zu. Er hatte die Augen zu Schlitzen verengt, gab sich locker, denn das kalte Lächeln auf seinen Lippen war geblieben und wirkte wie festgefroren.

Myer verschwand.

Zuletzt tauchte der Kopf in die Spiegelfläche ein. Er wurde, wie auch die Gestalt des Mannes, kleiner und kleiner. Bekam Geschwindigkeit und wurde von einer kaum meßbaren Kraft in den Spiegel gezerrt und von seiner Unendlichkeit verschluckt.

Zum erstenmal erlebte Pernell Kent die Macht der Hölle. Über seinen Rücken rann ein kalter Schauer, und er dachte daran, daß der Satan auf seiner Seite stand, wobei er heilfroh war, daß er ihn nicht als Feind hatte.

Myer verschwand, und der Spiegel wurde wieder normal.

Intervallweise geschah dies. Aus den Tiefen des Spiegels erschien ein Licht, das den grauen Schleier allmählich vertrieb und die Fläche wieder blank und glänzend machte.

Bis auf die Mitte, denn dort entstand die dreieckige Fratze mit den bösen, kalten Augen und dem breiten Maul.

Der Satan war erschienen.

Nie zuvor hatte Pernell Kent eine so devote Haltung eingenommen.

Hier wußte er, was er dem Teufel schuldig war, denn er hatte dafür gesorgt, daß Kent noch lebte.

»So«, erklärte Asmodis, »deine Feinde habe ich aus dem Weg geräumt und dir damit das Leben gerettet.«

»Dafür danke ich dir«, erwiderte Kent kratzig.

Der Teufel lachte. »Was sind Worte als Dank? Fast immer eine Lüge. Du kannst mir anders danken, mein Lieber, denn ich möchte etwas von dir. Hör genau zu…«

***

Um Haaresbreite war Suko dem Tod entronnen. Er konnte es jetzt noch nicht fassen, daß es der Frau nicht gelungen war, ihm mit dem dritten Bolatreffer den Schädel einzuschlagen. Zweimal hatte sie ihn erwischt. Jeweils an beiden Schultern, und der Schmerz hatte den Chinesen zu Boden getrieben.

Es ging kein Weg daran vorbei. Er befand sich in den Klauen seiner Gegner.

Und er selbst war fast zu einem Monstrum geworden, denn auch seine Haut war von einer goldenen Farbe überzogen.

Wenn Suko über den Fall nachdachte, mußte er zugeben, daß er und sein Freund John Sinclair wie zwei Blinde in die Falle der so harmlos aussehenden Familie Canotti getappt waren.

Vater, Mutter und Sohn…

Eine Familie, die so aristokratisch wirkte und doch mit der Magie des Kontinents Atlantis in Berührung gekommen und von dieser gezeichnet worden war, denn ihre Haut schimmerte ebenfalls golden.

Suko hatte, nachdem er von John getrennt worden war, den Fehler gemacht und eines der Familienmitglieder angefaßt. Das hatte sich bitter gerächt, denn nun besaß der Inspektor ebenfalls eine goldene Haut und stand voll unter dem Bann der Canottis.

Sie waren gefährlich.

Besonders die Mutter, die als Gürtel eine Bola trug, mit der sie perfekt umgehen konnte, wie sie dem Chinesen bereits zweimal bewiesen hatte.

Suko überlebte. Ob ihm das beim drittenmal auch noch gelingen würde, war die große Frage.

Die anderen hatten mit ihm machen können, was sie wollten.

Suko war vom Schloß aus zum Flugzeug geschafft worden, mit dem John Sinclair, Daniel Ricon, der jetzt tote Pilot, und er gelandet waren. Einfach so und zwischen den Weinbergen auf einem kleinen Plateau. Von dort aus waren die Männer zu einer Burg gegangen, die sie nicht weit von der Landestelle entfernt entdeckt hatten.

Jane Collins, die Hexe, der das Herz entnommen worden war, hatten

sie zurücklassen müssen. Sie hockte gefangen in der Vitrine, wobei sie den geheimnisvollen Würfel des Unheils auf ihrem Schoß liegen hatte, der dafür Sorge trug, das ihr Lebensfaden nicht gekappt wurde.

Sie wirkte wie tot, sie war aber nicht tot. Nur durfte Suko nicht zulassen, daß man ihr den Würfel nahm.

Und genau das hatten die Canottis vor.

Sie wollten den Würfel und hätten ihn fast gehabt, wenn Suko nicht über seinen eigenen Schatten gesprungen wäre. Es war ihm gelungen, den Stab zu ziehen und dessen Magie auszuspielen. Ihr hatten auch die Canottis nichts entgegenzusetzen, so daß es dem Chinesen gelang, die Familie von dem Würfel fernzuhalten.

Leider war dies nur ein Teilerfolg gewesen, denn der Bann dieses Trios traf Suko abermals.

Grausam hatte ihn Maria Canotti bestrafen wollen, doch zum endgültigen Tod war es nicht gekommen, denn plötzlich hatten die Anwesenden das Geräusch anfliegender Hubschrauber gehört.

Zwei waren es, wie Luigi meldete. Und beide besetzt mit Soldaten einer Kampftruppe.

Jetzt stand Luigi vor seiner Mutter und wußte nicht, was er unternehmen sollte.

Der Vater, Romano Canotti, hatte noch immer unter Sukos Schlag zu leiden. Er spielte vorerst den Statisten, rieb seine getroffene Stelle und starrte vor sich hin.

»Sie sind da, Mutter!« Luigi drehte fast durch.

»Ich weiß!«

»Und sollen wir nichts unternehmen?«

»Natürlich werden wir etwas tun, wenn sie sich allzuviel herausnehmen, aber das werden wir sehen.« Maria lächelte und spielte mit der Bola. Die Kugeln klackten gegeneinander. Das dabei entstehende Geräusch war Musik in den Ohren der Frau. »Wir werden sie stoppen!« flüsterte sie.

Suko hatte in den letzten Sekunden nicht mehr so stark auf die Familie geachtet, denn die Ereignisse vor der Maschine erregten seine Aufmerksamkeit.

Er sah das grelle Licht. Es blieb nie an einer Stelle, wechselte häufig und huschte geisterhaft über das kleine Plateau. Das Geräusch der Motoren und das Flappern der Rotorblätter füllte auch die Maschine aus. Wenn sich jetzt jemand unterhalten wollte, mußten sie sich anschreien.

Beide Maschinen waren gelandet. Suko konnte schräg durch den Türausschnitt schauen. Er sah die dunklen Helikopter, die in der Lage waren, mehrere Menschen zu transportieren. Man mußte davon ausgehen, es mit einer Überzahl von Gegnern zu tun zu haben.

Sicherlich zerbrachen sich die Canottis die Köpfe darüber, woher die

Hubschrauber so plötzlich erschienen waren und wer sie geschickt haben könnte.

Für Suko war dies nicht das große Problem. Er konnte sich vorstellen, daß als großer Drahtzieher der Aktion im Hintergrund Sir James Powell saß. Das Verschwinden seiner besten Männer mußte bei ihm zu einer großen organisatorischen Entscheidung geführt haben. Sicherlich hatte er über die NATO und Geheimdienstverbindungen einige Männer, die an verantwortlicher Stelle saßen, mobil gemacht.

Den Erfolg sah Suko jetzt.

Die Geräusche der landenden Hubschrauber verstummten allmählich.

Auch die Rotorblätter drehten sich nicht mehr. Für einen Moment wurde es still. Nur das Licht war noch vorhanden. Die Scheinwerfer strahlten auch die Maschine an und drangen durch den offenen Einstieg in das Innere.

Suko wurde von Maria Canotti angesprochen. »Mach dir nur keine Hoffnung, Chinese. Die packen wir. Und denke immer daran, daß du zu uns gehörst. Du trägst den goldenen Schein auf deiner Haut, wir können dich leiten, du stehst unter unserer Kontrolle.«

»Ich weiß.«

Maria lächelte kalt. »Das wollte ich dir nur noch gesagt haben.«

Sie schaute Suko starr ins Gesicht. »Denke stets daran, die Sieger in diesem Spiel sind wir!«

»Natürlich!«

Maria Canotti streckte ihren Arm aus und schob Suko zur Seite.

Der Inspektor gab ihr noch eine Antwort, bevor er stehenblieb. »Ich bin gespannt, was die Soldaten sagen werden, wenn sie den toten Piloten finden. Lassen Sie sich etwas einfallen, Signora Canotti!«

»Das werde ich auch!«

Nach dieser Antwort übernahm die andere Seite die Initiative.

Eine Stimme hallte den in der Maschine Versammelten entgegen. Sie klang kratzig und laut. Ein Megaphon verstärkte sie.

»Major Rüssel, NATO-Hauptquartier Europa Süd«, hörten sie das überlaute Organ des Soldaten. »Dieser Einsatz ist von oberster Stelle befohlen worden. Wir haben Ihre Maschine umstellt und fordern sie auf, das Flugzeug zu verlassen.«

Suko war gespannt, wie die Canottis nun handeln würden, denn der Befehl war eindeutig.

Luigi lief zu seiner Mutter. Heftig schüttelte er den Kopf, ballte die Hände und stand geduckt vor ihr. »Was tun wir denn, verdammt? Was ist überhaupt los?«

»Verlier nur nicht die Nerven!« erwiderte sie hart. »Bisher haben wir immer gewonnen, und das wird auch so bleiben. Hast du begriffen?«

»Ja, Mutter.«

»Dann sind wir uns ja einig.« Unwillig schüttelte die Frau den Kopf.

Und wandte sich einen Augenblick später an ihren Mann. »Bist du wieder in Ordnung Romano?«

»Ja.«

»Sollen wir sie vernichten?«

Der Italiener lächelte. »Es wird uns wohl nichts anderes übrig bleiben. Wer unsere Kreise stört…«

Maria winkte ab. »Das reicht, Romano. Wir werden ihnen zeigen, daß man mit uns nicht so umgehen kann.« Ein scharfer Blick traf Suko, und der Chinese merkte, daß er wieder unter die Kontrolle der Frau geriet.

Diesmal noch stärker als zuvor. Er hatte das Gefühl, von einer Macht gepackt zu werden, die sein gesamtes Ich unter Kontrolle bekam.

Vergeblich stemmte er sich dagegen an. Hin und wieder nur hatte er klare Momente, doch die verschwammen sehr schnell im Nebel der anderen Forderungen.

Maria Canotti trat auf ihn zu. Sie starrte ihm dabei fest in die Augen, während leise Worte über ihre Lippen drangen. »Es ist alles ganz einfach«, erklärte sie flüsternd. »Wir werden mit den Soldaten verhandeln, und du wirst sie umbringen.«

»Ja«, erwiderte Suko, obwohl er es eigentlich gar nicht wollte.

»Weißt du auch wie?«

»Nein, ich…«

»Keine Waffen, wie du sie kennst. Es gibt andere Möglichkeiten. Denk an den Würfel. Nimm ihn und beeinflusse ihn. Seine Kraft tötet die anderen, denn du kannst sie leiten. Bist du dir dessen bewußt?« erkundigte sie sich nach einer Weile.

»Ich glaube ja.«

»Dann steht unserem Sieg ja nichts mehr im Wege.« Sie begann leise zu lachen.

Suko merkte, daß er dorthin ging, wo er eigentlich gar nicht hingehen wollte. Auf die Vitrine zu, wo sich der Würfel und Jane Collins befanden.

Völlig hatte die Frau es nicht geschafft, ihn unter ihre Kontrolle zu bringen. Nach wie vor befand sich in seinem Hirn eine kleine Oase, in der sich seine Gedanken sammelten, aber die hatten einfach nicht die Kraft und Stärke, um die anderen zu vertreiben. So näherte sich Suko der Vitrine und achtete auch nicht darauf, was sich um ihn herum abspielte.

Er wollte den Würfel holen.

Ein Wahnsinn. Unter dem Einsatz seines Lebens hatte er es verhindern wollen, jetzt war er selbst derjenige, der Jane Collins höchstwahrscheinlich in den endgültigen Tod trieb.

Maria Canotti hatte auch weiterhin das Kommando übernommen.

Sie bedeutete Luigi, zurückzubleiben und Suko nicht aus den Augen

zu lassen, während sie und Romano sich rechts und links des Ausstiegs aufbauten, aber so, daß sie von draußen nicht gesehen werden konnten.

Auch die Soldaten verstanden ihr Geschäft. Sie hatten allesamt gute Deckungen gefunden. Die beiden Hubschrauber wirkten im hellen Licht der Scheinwerfer wie gigantische Insekten.

Wieder meldete sich Major Russell. »Haben Sie mich nicht verstanden? Sie sollen die Maschine verlassen!«

»Sie sprachen laut genug, Major!« erwiderte die Frau.

»Und?«

»Nichts und. Wir denken überhaupt nicht daran, Ihrer Aufforderung Folge zu leisten.«

Mit dieser harten und klaren Antwort hatte der Major nicht gerechnet.

Er schwieg, wahrscheinlich vor Überraschung. Zudem mußte er seinen nächsten Schritt erst überlegen.

»Hat es Ihnen die Sprache verschlagen, Major?«

»Fast.«

»Ich gebe Ihnen einen Ratschlag. Verschwinden Sie mit Ihren Leuten. Es ist für Sie besser!«

»Nein!« Die Worte waren deutlich genug. »Wir werden uns nicht zurückziehen. Der Einsatzbefehl kommt von höchster Stelle.«

»Das ist unser Flugzeug!«

»Irrtum. Es ist eine französische Maschine. Die werden Sie entführt haben. Zudem müssen wir Sie als Mörder ansehen, denn wir haben vor der Maschine die Leiche des Piloten gesehen. Bisher haben wir Rücksicht genommen. Unsere Geduld ist jetzt am Ende. Wenn Sie nicht freiwillig die Maschine verlassen, werden wir Sie holen!«

»Versuchen Sie es!«

»Sie wollen also wirklich nicht?« hallte die megaphonverstärkte Stimme über das Plateau.

»Sehr richtig!«

»Denken Sie daran, daß es auch Ihr Leben kosten könnte!«

Jetzt mußte Maria lachen. »Was erzählen Sie nur für einen Unsinn, Major? Unser Leben liegt in der Hand anderer Kräfte. Nur werden Sie nicht überleben, das kann ich Ihnen versichern. Denken Sie mal darüber nach, wie es möglich gewesen ist, daß die Maschine auf diesem Gelände landen konnte.«

Darüber hatte der Major tatsächlich schon nachgedacht. Er war nur zu keinem Resultat gekommen, denn technisch war es für ihn unmöglich.

Wenn der Major ehrlich gegenüber sich selbst war, mußte er zugeben, daß ihm dieser Einsatz überhaupt nicht behagte. Er fürchtete sich sogar davor, die Maschine stürmen zu lassen, doch er hatte

einmal in den sauren Apfel gebissen und konnte sich nun keinen Rückzieher erlauben.

Zudem wurde dieser Sondereinsatz von allerhöchster Stelle gewünscht.

Da hatten sich mehrere europäische Staaten kurzgeschlossen und warteten auf Erfolg.

Maria Canotti war zurückgetreten. Sie schaute auf Suko, der die Vitrine inzwischen erreicht hatte und neben ihr stehengeblieben war.

Eigentlich hatte sie ihn ansprechen wollen, doch die Vorgänge außerhalb des Flugzeugs ließen sie anders reagieren.

Maria Canotti wandte sich an ihren Mann und den Sohn.

»In eurer Hand liegt es«, erklärte sie. »Sollen wir ihnen gewaltsam Widerstand leisten?«

»Nein!« Romano sprach dagegen. »Wir müssen uns auf die Hilfe der alten, atlantischen Kräfte verlassen.«

»Das meine ich auch«, erwiderte Maria lächelnd. Luigi, der Sohn, nickte dazu.

Romano zeigte auf Suko. »Er wird uns helfen!«

Die Frau nickte. Gleichzeitig deutete sie auf die bequemen Sessel.

»Nehmen wir doch Platz und erwarten sie wie liebe Gäste.« Ihr nachfolgendes Lachen klang höhnisch.

Ihre Familienmitglieder waren einverstanden. Sie ließen sich in den Sesseln nieder, allerdings so, daß alle drei den Einstieg im Auge behalten konnten. Auch um Suko zu sehen, brauchten sie sich nicht erst die Köpfe zu verrenken.

Die Spannung stieg.

Alle mußten zugeben, daß die Soldaten in der Tat gut geschult waren.

Sie bewegten sich vor dem Flugzeug, waren aber nicht zu hören.

Nicht einmal ein gezischter Befehl drang an ihre Ohren.

Dann überstürzten sich die Ereignisse. Die Männer mußten schon unterhalb der Maschine gelauert haben. Sie kamen durch den normalen Einstieg und hatten den zweiten ebenfalls benutzt, denn auch durch die Cockpittür drangen die Soldaten in den luxuriös eingerichteten Passagierraum.

Es waren ungewöhnliche Gestalten.

Sie trugen Kampfkleidung und waren schwer bewaffnet. Die kurzläufigen NATO-Maschinenpistolen wirkten in ihren Händen wie festgewachsen.

Es wurde zwischen ihnen kein Wort gesprochen. Blitzschnell lief der Einsatz ab. Die Männer verteilten sich, und als Maria Canotti nachzählte, kam sie auf die Zahl zehn.

Major Russell war ein kleiner, drahtiger Typ. Unter dem Helm schauten dunkle Augen auf die Canottis. Auch er trug eine

Maschinenpistole, hatte die Waffe aber über die Schulter gehängt und blieb zwischen den in den Sesseln sitzenden Canottis stehen.

Erst jetzt schienen die Soldaten zu sehen, um wen es sich handelte.

Ihre Blicke zeigten Überraschung, Verwunderung und Erstaunen, denn Menschen mit goldener Haut hatten sie noch nie in ihrem Leben gesehen, höchstens in irgendwelchen Filmen.

Eine gespenstische Ruhe kehrte ein.

Auch Suko wurde bedroht. Er hatte die Arme bereits ausgestreckt, aber noch nicht in die Vitrine gegriffen. Er schaute auf das völlig blutleere und bleiche Gesicht der Hexe Jane Collins. Die Soldaten interessierten ihn nicht. Und auch nicht die auf ihn gerichteten Waffenmündungen. Suko hatte andere Probleme.

In seinem Innern tobten zwei gegensätzliche Kräfte. Die andere Seite, die ihn unter Kontrolle hielt, verlangte nahezu Unmögliches von ihm. Er sollte den Würfel des Unheils einsetzen und ihn so manipulieren, daß er sich gegen seine Überzeugung stellte.

War das überhaupt möglich?

Nein, nicht wenn es nach Sukos Willen ging. Aber da gab es noch den anderen, der einen immensen Druck auf die Psyche des Chinesen ausübte. Suko war zu einem Goldenen geworden und gehörte nicht mehr zu den normalen Menschen. Eine furchtbare Vorstellung für meinen Freund.

Maria Canotti bemerkte natürlich die Unsicherheit des Offiziers.

Sie begann leise zu lachen. »Was denken Sie jetzt, Major?«

Das Gesicht unter dem Stahlhelm blieb hart, als der Mann seine Antwort gab. »Was soll die Verkleidung? Wir haben keinen Karneval, Signora.«

»Es ist keine Verkleidung!« Maria breitete die Arme aus. »Schauen sie sich um, Major. Sehen Sie sich die anderen an. Sie schimmern golden, und das ist keine Farbe oder Tünche. Äußerlich sehen wir zwar wie Menschen aus, aber wir sind es eigentlich nicht mehr. Wir haben uns mit dem verbunden, dessen Erbe wir antraten. Mit dem längst versunkenen Kontinent Atlantis. Verstehen Sie?«

»Nein!«

Ein anderer Soldat mischte sich ein. »Major, entweder haben wir es mit Verrückten zu tun, oder man will uns hier auf den Arm nehmen. Atlantis, das sind doch Schauermärchen.«

»Wenn ich den toten Piloten hinzurechne, scheinen diese Leute hier keine Spinner oder Verrückte zu sein. Meiner Ansicht nach sind sie eher gemeingefährlich.«

»So wie dem Piloten wird es Ihnen auch ergehen«, erklärte Romano Canotti.

»Mir?«

»Si, Sir. Auch Ihren Leuten.« Canotti lachte. »Glauben Sie wirklich,

daß Sie dieses Flugzeug lebend verlassen werden? Wir sind stärker. Ihre Waffen nutzen Ihnen überhaupt nichts, weil wir die besseren besitzen. Das sollten Sie sich merken, Major. Ihr Dasein ist bereits beendet. Sie wissen es nur noch nicht.«

Der Offizier holte tief Luft. Er merkte, daß seine Leute unruhig geworden waren. Niemand wollte sich sagen lassen, daß er bald sterben würde. Deshalb zog der Major die Konsequenzen. »Ich habe hier einen Auftrag durchzuführen und werde ihn auch erledigen. Mit uns zusammen verlassen Sie die Maschine, steigen in den nächsten Hubschrauber und fliegen mit zur nächsten NATO-Basis.«

»Das denken Sie auch nur, Major«, sagte Maria leise.

»Sie weigern sich noch immer?«

»Das sehen Sie doch.«

»Damit zwingen Sie uns, Gewalt anzuwenden. Wir tun es nicht gern, aber Sie lassen uns keine Wahl.«

Maria schüttelte den Kopf. Durch die Geste kam sie einem entsprechenden Befehl des Majors zuvor.

»Obwohl Sie es nicht verdient haben, gebe ich Ihnen und Ihren Männern noch eine Chance. Verlassen Sie das Flugzeug. Wenn Sie es nicht tun, sind Sie verloren. Glauben Sie mir. Wir lassen nicht mit uns spaßen.«

Die Worte waren eindringlich gesprochen worden, trafen bei dem Major aber auf keine Gegenliebe, denn er schüttelte den Kopf. »Auf keinen Fall kann ich so etwas zulassen. Sie…«

»Schon gut, Major! Sie werden in wenigen Minuten nicht mehr leben!«

Russell wollte es nicht glauben. Er drehte sich um und gab seinen Leuten den Befehl, die Familie und auch den Chinesen aus dem Flugzeug zu schaffen.

Wobei er bei Sukos Anblick stutzte, denn von einem Chinesen war gesprochen worden. Ein hoher Geheimdienstchef hatte ihn über diese Person informiert. Der Chinese stand auf der Suchliste, das wußte der Major genau.

Machte er nun mit den anderen gemeinsame Sache?

»Suko, den Würfel!«

Drei Worte sprach die Frau, und Suko vernahm sie genau. Jedes Wort drang wie ein Stich in seinem Gehirn, und es war gleichzeitig ein Befehl, dem er sich nicht widersetzen konnte.

Dennoch versuchte er es.

Bei einem willensschwächeren Menschen hätte die Frau längst Erfolg gehabt, aber in Sukos Psyche oder Geist befand sich so etwas wie eine Sperre, die in gewissen Gefahrenmomenten reagierte.

Er wollte auf keinen Fall, daß es soweit kam. Wenn er Jane Collins den Würfel entwendete, war sie verloren.

Dennoch war er machtlos gegen die Kraft der Frau. Er senkte seine Arme, die Finger waren ausgestreckt, und Suko fühlte, wie sie den Würfel berührten.

Das Material war nicht kalt, es strahlte eine gewisse Wärme aus.

An den Seiten hatte sich nichts verändert, auch das letzte Bild aus dem alten Atlantis war nicht mehr zu sehen.

»Nimm ihn!«

Nein!

Es war die geistige Sperre, die bei Suko reagierte und die auch der Befehl nicht überwinden konnte. Er wollte nicht, da konnte die Frau noch so lange reden.

Maria merkte, daß etwas nicht stimmte. Die Sicht auf den Chinesen wurde ihr durch die Körper der Soldaten verdeckt. Um Suko besser sehen zu können, sprang sie in die Höhe.

Gleichzeitig war dies ein Zeichen für die Soldaten. Sie griffen zu und bekamen die Frau mit der goldenen Haut an den Unterarmen zu packen.

Damit hatten sie eigentlich ihr Schicksal besiegelt, denn auch Suko war allein durch den Kontakt zu einem Goldenen geworden.

»Die anderen auch!« befahl der Major.

Widerstandslos ließen sich Romano und Luigi anfassen und in die Höhe hieven. Keiner der Soldaten sah das Lächeln, das ihre Lippen in die Breite zog. Die beiden wußten genau, daß das Erbe des alten Atlantis sie nicht im Stich lassen würde.

Auch Suko sollte zurückgezogen werden. Noch hatte er Kontakt, und in diesem Augenblick, als er die Berührung der Hände an seiner Hüfte spürte, geschah es.

Plötzlich waren andere Gedanken in seinem Hirn, und sie gaben den entsprechenden Befehl.

Damit setzten sie das Unheil in Gang. Das heißt, sie und nicht Sukos Gedanken aktivierten die Kräfte des Würfels. Der Inspektor diente nur als Katalysator.

Und der Würfel, einmal gefordert, reagierte.

Er produzierte das Schrecklichste, wozu er in der Lage war.

Den Todesnebel!

***

Drei goldene Skelette hatte ich finden müssen, um Jane Collins zu helfen. In der Gegenwart, in meiner Zeit, hatte ich sie bereits gesehen, als sie im Schacht von dickem Gestein umgeben waren. Und nun sah ich sie im Höllensumpf und tief in der Vergangenheit.

Das rote Licht gewährte Claudine Auber und mir einen tiefen Einblick in den Höllensumpf. Wir konnten alles sehr gut und sehr genau erkennen und sahen, daß die Skelette in einer bestimmten

Formation auf dem Grund des Sumpfs lagen.

Sie bildeten ein sternförmiges Gebilde, hatten die fleischlosen Beine gespreizt, die Körper gestreckt, und von drei Seiten trafen die goldenen Knochenfinger zusammen, wobei sie sich nicht selbst berührten, sondern den Gegenstand, der praktisch den Kontakt zu ihnen vermittelte.

Ich mußte sehr genau hinschauen, um ihn erkennen zu können.

Dann aber traf es mich wie ein Blitzschlag.

Die goldenen Skelette hielten den Gegenstand umklammert, der sich in der Gegenwart im Besitz einer anderen Person befand.

Es war der Würfel des Unheils!

Und mir wurde in diesen Augenblicken klar, daß ich möglicherweise für rätselhafte Ereignisse in der Gegenwart die Aufklärung hier in der Vergangenheit fand…

***

Über die beiden Toten verlor der Teufel kein Wort mehr. Sie hatten ihm auf dem Weg zum Ziel nur als Mittel zum Zweck gedient. Das war vorbei, vergessen, und der Satan wußte genau, daß ihm der Mann namens Pernell Kent nicht mehr von der Fahne laufen würde.

Auf ihn konnte er sich voll verlassen, und er seinem Namen Höllen-Detektiv in naher Zukunft alle Ehre machen.

Asmodis zeigte sein Gesicht. Nach wie vor konnte ihn Kent im Spiegel erkennen. Asmodis reichte es, wenn der andere nur sein Gesicht sah.

Der Detektiv war stehengeblieben. Er wußte tatsächlich nicht, wie er sich verhalten sollte, denn daß er es tatsächlich mit dem Höllenherrscher zu tun hatte und keinem Trugbild aufgesessen war, hatten ihm die letzten Ereignisse bewiesen. Kein Mensch konnte so gnadenlos, hart und effektiv handeln wie der Teufel.

Auch Asmodis bemerkte die Unsicherheit seines Dieners und gab sich sehr jovial. »Nimm doch Platz, mein Lieber. Mach es dir bequem und setz dich auf die Bettkante.«

Der Mann nickte und kam der Aufforderung zögernd nach. Sehr bequem saß er nicht, eher gespannt, und er starrte auf den Spiegel, in dem er das Gesicht des Teufels sah, in dessen Augen Feuer tanzten, wobei aus seinen Nüstern noch dünne Rauchwolken quollen.

»Du hast gesehen, welche Macht ich besitze«, begann der Teufel das Gespräch. »Und ich beglückwünsche dich zu deiner Entscheidung, daß du dich auf meine Seite gestellt hast. Ich kann dir all das geben, was du haben möchtest, aber nichts im Leben wird geschenkt. Auch die Hölle hat ihren Preis, deshalb will ich, daß du dich mir gegenüber erkenntlich zeigst. Klar?«

»Natürlich.«

»Gut«, sagte Asmodis. »Kommen wir also zur Sache. Ich möchte ein wenig weiter ausholen und dir gleichzeitig Fragen stellen. Hast du dich nicht für Schwarze Messen und den dazugehörigen Hexenkult interessiert?«

»Das stimmt.«

»Und wie hast du empfunden, als dich der Hauch der Hölle streifte?«

Die Augen des Detektivs begannen zu glänzen. »Es war wunderbar«, gab er flüsternd zurück. »Einfach herrlich…«

Asmodis nickte. »Ja, ich habe durch die Hexen zu dir gesprochen, mein Lieber, denn sie sind mir treu ergeben. Sie dienen mir noch dann, wenn andere abspringen. Sie tun alles für mich. Dir gefielen meine Dienerinnen sicherlich?«

Kent nickte.

»Eine von ihnen hatte ich besonders in das geschlossen, was die Menschen Herz nennen. Sie hieß Wikka. Hast du den Namen schon einmal gehört?«

»Sicher.«

»Wikka war die Königin. Sie war herrlich. Sie war eine bedeutende Person, und sie tat alles für mich. Hast du gehört? Alles tat sie für mich. Ich brauchte ihr nur den entsprechenden Befehl zu geben…«

»Auch ich habe sie gesehen«, sagte Pernell Kent »und fand sie einfach großartig.«

»Das fanden alle. Aber es gibt sie nicht mehr.« Der Teufel hatte gesprochen und dabei sein dreieckiges Gesicht verzogen. Es wurde zu einer schrecklichen Grimasse, deren Anblick in dem Mann Angstgefühle auslöste. Plötzlich wirbelten Flammen innerhalb der Spiegelfläche. Sie umtanzten den Schädel des Satans und nahmen einen grünen Schein an. Der Teufel ließ seinen Gefühlen freien Lauf.

Selbst Pernell Kent, der diesem Wesen innerlich verbunden war, erschrak und zog den Kopf ein, wie jemand, der sich vor einem Angriff schützen will.

Der Anfall ging vorüber. Intervallweise fielen die Flammen zusammen, und Kent schaute wieder auf das normale Gesicht des Teufels. Nur der Rauch, der aus seinen nüsternähnlichen Nasenlöchern stieg, war dicker geworden.

»Du hast gesehen, wie ich reagierte?« fragte der Satan.

»Ja, ich wunderte mich.«

Asmodis lachte. »Klar, denn auch mich überkommt manches Mal die Erinnerung, und ich denke daran, was gewisse Leute mit Wikka gemacht haben, und dann fällt mir automatisch jemand ein, der auf meiner schwarzen Liste steht. Diese Person will ich haben.«

Pernell Kent begriff, daß er dazu ausersehen war, die Person zu finden.

Er fragte nach dem Namen.

»Sie heißt Jane Collins!«

»Nie gehört!«

Der Teufel lachte rauh. »Das wundert mich, denn sie hätte eigentlich eine Kollegin von dir sein sollen.«

»Wieso hätte?«

Satans Mund zog sich in die Breite. »Vielleicht habe ich mich falsch ausgedrückt. Sie war eine Kollegin von dir, eine Detektivin. Lebte in London. Dann geriet sie unter meinen Einfluß, und ich sorgte dafür, daß sie zu Wikka kam. Meine Dienerin nahm sich ihrer an, und Jane Collins wurde ihre beste Schülerin. Sie tat das, was Wikka von ihr verlangte, hielt die Hexenhierarchie genau ein, aber sie zeigte sich verdammt undankbar, denn sie verriet nicht nur ihre eigene Herrin und Meisterin, sondern gleichzeitig auch die Hölle und damit mich. Du hast verstanden, Kent?«

»Klar habe ich das. Jane Collins ist zu einer Verräterin an ihren Freunden geworden.«

Das Gesicht innerhalb des Spiegels bewegte sich nickend. »Genau so ist es. Und weißt du auch, was mit Verräterinnen geschieht?«

»Man tötet sie wahrscheinlich.«

»Richtig, das sind unsere Gesetze. Behalte sie gut, gewissermaßen als Warnung, denn ich will auf keinen Fall, daß auch du mich verrätst. Dir würde das gleiche passieren.«

»Das kann ich mir vorstellen.« Kent lachte rauh. »Nur brauchst du bei mir keine Angst zu haben. Ich habe dich gesucht und gefunden. Du hast mir geholfen, also werde ich dir ebenfalls einen Gefallen tun. Wir Menschen sagen: ›Eine Hand wäscht die andere.‹«

»Ja, so meinte ich das, Kent. Jane Collins hat ja nicht nur ihre Herrin verraten, sie griff auch nicht ein, als diese auf dem Planet der Magier getötet wurde. Und das nehme ich ihr besonders übel. Sie war dabei, als Wikka starb.«

»Jetzt soll ich sie finden.«

»Genau.«

»Du selbst willst es nicht machen?«

Der Teufel lachte. Es hörte sich an wie ein böses Husten. »Im Prinzip ja, aber ich kann es im Augenblick nicht, denn es gibt gewisse Probleme, die mich hindern. Da sind die Kräfte der Großen Alten, aber das möchte ich dir jetzt noch nicht erklären. Du bist zu frisch. Es würde dich nur durcheinanderbringen. Du sollst dich allein auf Jane Collins konzentrieren, die sich in einer Lage befindet, die man als aussichtslos bezeichnen kann.«

»Ich verstehe nicht!«

»Jane Collins hat es erwischt. Ich schickte einen meiner Diener los, und ihm ging sie in die Falle. Er schnitt ihr sogar das Herz aus dem Leib!«

»Dann ist sie doch tot!«

»Nein!« brüllte Asmodis plötzlich los. Er produzierte wieder die Flammen, die ihn umtanzten. »Das ist es ja eben. Sie lebt noch. Sie existiert, auch wenn sie hilflos ist, denn es gibt da einen Gegenstand, dessen Kraft sie am Leben erhält. Diesen Gegenstand, einen Würfel, brauchst du ihr nur wegzunehmen und noch einmal zuzustechen oder zu schießen, damit du ganz sicher sein kannst. Das ist alles.«

»Und was ist, wenn ich es geschafft habe?« fragte Pernell Kent.

»Dann wirst du mir den Würfel übergeben. Mehr verlange ich nicht von dir, mein Freund.«

Pernell Kent war kein Dummkopf. Er kannte sich in der Szene aus und hatte vor allen Dingen seine Erfahrungen mit gewissen Auftraggebern gemacht. Er wußte, daß diese Leute, die ihm einen Job gaben, nichts umsonst taten. Da ähnelte der Teufel ihnen. Kent schätzte den Höllenherrscher als sehr mächtig ein, und er fragte sich, aus welchem Grunde er das Problem Jane Collins nicht selbst in die Hand nahm.

Gewiß, er hatte von Schwierigkeiten gesprochen, aber waren die für einen Menschen nicht viel größer als für ihn?

»Du zögerst?« fragte Asmodis lauernd.

»Es ist mein angeborenes Mißtrauen. So einfach, wie sich der Fall anhört, ist er sicherlich nicht.«

»Das stimmt. Du als Mensch hast da mehr Chancen. Aber du bist der Höllen-Detektiv, stehst unter meinem Schutz, und ich habe dich und deine Waffen schon so manipuliert, daß die andere Seite keine Chance mehr hat. Außerdem wirst du es nicht bereuen, wenn du dich auf meine Seite stellst. Das sei vorweg gesagt.«

Pernell Kent wußte, daß ihm keine andere Wahl blieb. Wenn er ablehnte, vernichtete ihn der Höllenherrscher, so biß er in den sauren Apfel und stimmte zu. Schlecht würde es ihm ja nicht ergehen, das stand fest. Er mußte nur achtgeben, daß ihn der Teufel nicht verheizte. So ungefährlich schienen seine Gegner nicht zu sein, sonst hätte Asmodis selbst eingegriffen.

»Wo kann ich diese Jane Collins finden?« erkundigte er sich.

»In einem Flugzeug!«

Pernell Kent riß überrascht die Augen auf. »Was hast du da gesagt? Wo?«

»Ja, in einem Privatjet.« Asmodis lachte. »Man hat versucht, sie in Sicherheit zu bringen. Andere Kräfte waren stärker, nun steht sie unter deren Kontrolle.«

»Befindet sich die Maschine auf einem Flughafen?«

»Nein. So bequem ist es für dich leider nicht. Sagen wir, die Maschine ist notgelandet worden. Man kann es auch als Entführung bezeichnen…«

»Gut. Wie viele Personen befinden sich in dem Flugzeug?«
»Zumindest Jane.«
»Klar. Aber die anderen Passagiere.«
»Ich bin mir nicht sicher. Das kann wechseln.« Der Satan grinste.
»Es ist dein Job.«
Pernell Kent hatte mittlerweile wieder mehr Sicherheit gefunden.
»Der mir nicht mehr gefällt«, erklärte er. »Ich habe keine Angaben. Ich arbeite allein. Wenn normalerweise eine entführte Maschine gestürmt wird, sind daran eine Reihe von Spezialisten beteiligt. Und dabei ist das Risiko noch immer hoch…«
»Du wirst andere Verhältnisse als bei einer normalen Entführung vorfinden«, erklärte der Teufel.
Pernell Kent schaute starr in den Spiegel. »Und weshalb übernimmst du den Job nicht?«
»Weil ich andere Dinge zu erledigen habe.«
Kent lachte. »Klingt mir ein wenig unglaubwürdig.«
»Es stimmt aber. Du hast als Mensch bessere Möglichkeiten als ich. Doch keine Sorge, ich bin ständig in deiner Nähe. Da brauchst du keine Angst zu haben.«
Kent war davon nicht hundertprozentig überzeugt und erkundigte sich nach Einzelheiten, die er auch geliefert bekam. So hörte er, daß die Maschine in Italien »gelandet« war. Auf einem Flecken Erde, der wirklich nicht geeignet war, um einen Jet aufzunehmen.
Zwischen Weinbergen in der Toscana.
Der Höllen-Detektiv kannte die halbe Welt. Auch Italien und die Toscana. Deshalb konnte er sich kaum vorstellen, wie dies möglich war.
Aber wenn der Höllenfürst es sagte, mußte es schon stimmen.
Asmodis fügte noch etwas hinzu. »Viel Glück, mein Lieber«, sagte er sehr menschlich. »Das wünsche ich dir wirklich.«
»Ja, danke…«
Das letzte Wort sprach Kent bereits gegen einen leeren Spiegel.
Asmodis hatte es vorgezogen, klammheimlich zu verschwinden.
Der Detektiv schaute wieder in sein eigenes Gesicht.
Sekundenlang blieb er noch auf der Bettkante sitzen. Er dachte über die vergangenen Ereignisse nach und spürte, daß sich auf seinem Rücken eine dicke Gänsehaut gebildet hatte. Als er auf seine Finger sah, merkte er das Zittern der Spitzen. Das war ihm lange nicht mehr passiert. Die Begegnung mit dem Höllenherrscher hatte bei ihm einen nachhaltigen Eindruck hinterlassen.
Mit einem Taschentuch wischte er den Schweiß von der Stirn, während er tief durch die Nase einatmete.
War sein Erlebnis vielleicht nur ein Traum gewesen? Er wollte es fast glauben, doch der Geruch belehrte ihn eines anderen. Noch immer

stank es leicht nach Schwefel. Die Hinterlassenschaften der Hölle, und als er sich erhob, um über das Bett zu schauen, sah er die graue Asche vor der anderen Seite liegen.

Das war einmal ein Mensch gewesen…

Kent schluckte. Automatisch griff er nach den Zigaretten und zündete sich ein Stäbchen an. Rauchend durchwanderte er den Raum, warf der Asche noch einen letzten Blick zu und verließ das Schlafzimmer.

In der Diele sah er den zweiten Leibwächter. Verkrümmt lag er am Boden. Er lebte.

Als einziger aus der Garde des Dealers und Betrügers Myer hatte er den Besuch des Teufels überstanden.

Pernell Kent verließ die Wohnung. Eigentlich hätte er froh sein müssen. Er war es nicht. Der Pakt mit dem Teufel hatte in seinem Mund einen bitteren Geschmack hinterlassen…

***

Es war unheimlich, gespenstisch und grauenvoll. Nicht allein die Tatsache, daß der Nebel aus dem Würfel quoll, auch aus dem Grund, den Suko als so deprimierend empfand, denn ihm war es nicht gelungen, die tödlichen Wolken zu stoppen.

Er wußte, wie sie reagierten. Der Nebel war, wenn man ihn beschreiben sollte, eine gasförmige, magische Säure. Die Menschen, die er erreichte, hatten keine Chance.

Er fraß sich nicht allein durch die Kleidung, er schaffte es auch, die Haut von den Knochen der Menschen zu lösen, so daß er zum Schluß Skelette zurückließ.

Keine goldenen, sondern menschliche, deren Knochen fahl und bleich schimmerten.

Nicht zum erstenmal hatte Suko so etwas erlebt. Er konnte sich noch genau an die schrecklichen Szenen erinnern, und er kannte eigentlich nur einen Menschen, der dem Nebel widerstand.

Das war sein Freund John Sinclair!

Er trotzte dem Todesnebel, doch nur deshalb, weil er sein Kreuz besaß, um das der Nebel einen Bogen machte. Suko besaß dieses Kreuz nicht, und er hatte in diesen Augenblicken auch keine Chance, den lautlos aus dem Würfel kriechenden Wolken zu entgehen, die Kurs auf ihn genommen hatten.

Sie erinnerten ihn an grauweiße Bälle, die ausgestoßen wurden und dabei an Größe zunahmen.

Suko wich nicht aus. Er konnte es einfach nicht und sah die Nebelwolken auf sich zuwallen. Die ersten erreichten ihn.

Was sich hinter ihm abspielte, ob die Soldaten reagierten oder nicht, war in diesen Augenblicken völlig uninteressant. Seine Person war wichtiger, und er fühlte, wie die Wolken gegen sein Gesicht strichen.

Es war nur ein Hauch, dem der scharfe Schmerz folgen mußte, wenn alles normal lief.

Der Schmerz folgte nicht.

Das leichte Ziehen jedenfalls bezeichnete Suko so nicht, und seine Haut löste sich auch nicht auf.

Sie blieb.

Um sicherzugehen, hob Suko eine Hand. Er strich mit den Fingerkuppen über seine rechte Wange, wobei er feststellen mußte, daß die Haut noch vorhanden war. Nur fühlte sie sich nicht so elastisch an wie sonst, das lag an der Färbung.

Diese Überlegungen hatten nicht länger als fünf Sekunden gedauert.

Eine Zeitspanne, die von den Soldaten zur Flucht nicht genutzt worden war, denn sie blieben weiterhin in der Maschine stehen und fuhren auch nicht damit fort, die Familie Canotti aus dem Flugzeug zu ziehen, denn das Erscheinen des Nebels war ihnen mehr als unheimlich.

Sie faßten es nicht, und auch Major Russell war nicht in der Lage, die Situation richtig einzuschätzen.

Das sollte Romano Canotti für ihn übernehmen. »Hören Sie zu, Signore, was ist das für ein Zeug?«

Der Italiener begann glucksend zu lachen, während Suko versuchte, den Bann von sich abzuschütteln, um die anderen zu warnen. Er schaffte es nicht und vernahm dafür die höhnisch klingende Antwort Canottis.

»Das ist der Todesnebel!« hauchte der Mann. »Ja, der Todesnebel, und er kennt bei unseren Feinden keine Gnade!«

Major Russell begriff die Worte nicht, denn er schaute ziemlich ungläubig aus der Wäsche.

Dieser Gesichtsausdruck änderte sich sehr bald, als er den ersten Schrei hörte.

Einer seiner Männer hatte ihn ausgestoßen. Er stand ziemlich nahe an der Vitrine und damit auch in der Nähe des Würfels, der den unheimlichen Nebel entließ.

Nicht allein die Blicke der Soldaten richteten sich auf den Mann, auch die der Canottis und des Chinesen Suko.

Alle sahen sie das Grauenhafte.

Der Soldat war zurückgetaumelt. Er hatte die Arme erhoben und den Helm nach hinten gedrückt, so daß die Stirn freilag. Dort wallte der Nebel entlang, fuhr, wie von Geisterhänden geführt, über die Haut, und der Soldat riß im nächsten Augenblick beide Arme hoch, um sie gegen das Gesicht zu pressen.

Dabei schrie er weiter. Mit den Handballen erstickte er einen Teil seiner Schreie, so daß sie nur noch dumpf durch die Maschine hallten.

Russell wollte eingreifen, als er das Lachen der Maria Canotti

vernahm.

Der Major bewegte sich auch schon, blieb dann stehen, denn der Soldat hatte seine Hände sinken lassen. Dabei hielt er die Finger gekrümmt, und mit den Nägeln hatte er sich die Haut vom Gesicht gezogen. Unter dem Helm schaute er mit einem skelettierten Gesicht die anderen Menschen an.

Er bot ein Bild des Schreckens. Ein wahrgewordener Zombie-Alptraum und das Entsetzen stand in den Gesichtern der übrigen Soldaten wie eingemeißelt, denn sie ahnten, daß auch sie dem furchtbaren Schicksal kaum entgehen konnten.

Ihr Kollege brach zusammen.

Er fiel einfach nach vorn. Wie ein Brett, das jemand umgestoßen hatte.

Als er sich in der Luft und dicht über dem Flugzeugboden befand, erwischte es bereits die anderen.

Drei weitere Soldaten gerieten in die unheimlichen Nebelwolken, drehten sich, begannen zu schreien und taumelten durch die Maschine.

Einer von ihnen stieß Suko noch an, der inmitten der Nebelwolke stand und von ihr nicht vernichtet wurde.

Über die Vitrine fiel der Soldat und blieb dort liegen, während sich seine Haut allmählich auflöste.

Es gab kein Gegenmittel. Auch nicht für den zweiten Soldaten, der in einen Sessel krachte und dort in der sitzenden Stellung zu einem Skelett wurde.

Der dritte schrie in wilder Verzweiflung und voller Todesangst den Namen seiner Mutter, bevor auch seine Knie nachgaben und die Beine das Gewicht nicht mehr halten konnten.

Er brach röchelnd zusammen.

Erst jetzt reagierte der Major. Sein Gesicht war schweißüberströmt.

Zusammen mit den anderen Soldaten war er zurückgewichen und sah vor sich die Nebelwand, die sich in der Länge und der Breite ausdehnte, so daß sie den gesamten Passagierraum ausfüllen konnte. Dazwischen sah der Mann die Gestalten der Familie Canotti und die des Chinesen.

Ihnen tat der Nebel nichts.

Er hörte noch das hämische Lachen aus dem Grau des Todesnebels und drehte fast durch.

»Verdammt, was ist das?« brüllte er. »Stoppt diesen Nebel, ihr…«

Seine Stimme versagte, denn es packte den nächsten Soldaten.

Der hielt seine Waffe in der Hand, und wie im Reflex drückte er ab.

Die MPi begann zu tanzen. Kugeln jagten aus dem Lauf. Sie hämmerten in den Nebel, trafen die Familie Canotti, und auch Suko spürte zwei Schläge in Brusthöhe.

Es waren nur Schläge, keine direkten Treffer, denn die Kugeln sprangen ab.

Suko war unverwundbar!

Der Soldat nicht. Die Waffe entfiel seinen Händen. Weil er sie nicht mehr halten konnte, denn in den skelettierten Klauen steckte keine Kraft. Der Mann selbst wurde von der grauen, tödlichen Suppe umfangen wie von gewaltigen Armen.

Er verschwand darin.

Für Major Russell war eine Welt zusammengebrochen. Für alles hatte er bisher eine Erklärung gehabt, nur nicht für diesen unheimlichen Nebel, der so grausam reagierte und aus einem harmlos aussehenden Würfel drang. Für ihn gab es nur eine Chance, wenn er mit dem Leben davonkommen wollte. Die Flucht.

Noch einmal starrte er in die graue, tödliche Wolke. Es war kein normaler Nebel, wie er ihn kannte, denn er glaubte, innerhalb des Todesnebels unheimliche Gestalten zu sehen. Geisterhafte Wesen, die sich ausgebreitet hatten und diesen Nebel bildeten. Sie waren nicht zu greifen, nicht zu fassen, sondern nur ein Hauch und manchmal nicht mehr als eine Einbildung.

Russell hatte die Hälfte seiner Männer verloren. Wollte er nicht auch die restlichen als Skelette zurücklassen, mußte er fliehen.

»Weg hier!«

Seine Stimme klang rauh, als sie durch den Passagierraum gellte.

Es sprach für ihn, daß er seinen Leuten als erste die Flucht ermöglichte. Die Männer huschten durch den Ausstieg und sprangen auf den Boden.

Russell lief als letzter. Für ihn wurde es höchste Eisenbahn. Bevor der Todesnebel die Tür ausfüllen konnte, hatte Russell sie erreicht.

Schräg sprang er aus der Maschine.

Es war sein Glück, denn einen Augenblick später erhielt die Nebelwand einen regelrechten Stoß und wallte in die Öffnung hinein.

Da aber war Russell bereits verschwunden.

Von außerhalb des Flugzeugs hörten die Zurückgebliebenen seine zittrige Stimme. »Wir kommen zurück, darauf könnt ihr euch verlassen. Und wenn wir euch in die Luft bomben müssen…!«

Als Reaktion vernahm er ein Lachen, das Maria Canotti ausgestoßen hatte und durch die Todesnebelwand nach draußen drang, wobei es schließlich vom Knattern und Brummen der beiden Hubschraubermotoren verschluckt wurde.

Als nächster erhielt Suko einen Befehl. Er sollte wieder den Würfel umfassen.

Suko hätte sich gern geweigert. Abermals schaffte er es nicht, die Sperre zu durchbrechen.

Kaum hatten seine Hände den Würfel berührt, als ihn Maria Canotti

wieder als Beschleuniger benutzte und dem Nebel den Befehl gab, sich zurückzuziehen.

Dies geschah ebenso lautlos wie umgekehrt. In die Wand geriet von innen her Bewegung. Der Nebel begann zu kreisen, es bildeten sich Spiralen, und er zog sich langsam dorthin zurück, woher er gekommen war.

Der Würfel saugte ihn auf.

Dieser unheimliche Vorgang geschah, ohne daß ein Geräusch zu hören gewesen wäre. Dicht vor dem Würfel konzentrierte sich der Nebel noch einmal, wurde wesentlich stärker, nahm an Intensität zu und verschwand saugend innerhalb des geheimnisvollen Quaders, der ruhig auf dem Schoß der bewegungslos dasitzenden Jane Collins stand.

Letzte graue Fahnen huschten in den Würfel hinein, danach war die Luft wieder klar.

Man konnte atmen.

Wie ein Spuk war der Todesnebel entstanden und ebenso wieder verschwunden.

Wer sich jetzt umsah, hätte glauben können, daß der Nebel nur eine Einbildung gewesen wäre.

Das war es nicht gewesen.

Fünf Skelette, die noch vor Minuten normale Menschen gewesen waren, lagen innerhalb des Passagierraums.

Drei von ihnen auf dem Boden. Das vierte Skelett über der Vitrine und das fünfte schräg auf einem der Sessel, wo sich seine bleichen Knochen deutlich von dem Leder abhoben.

Ein schlimmes, schauriges, ein makabres Bild, das Suko abstieß, doch die Familie Canotti lachen ließ.

Es war Luigi, der Sohn, der dabei kräftig klatschte. »Er funktioniert!« rief er voller Begeisterung. »Jawohl, der Würfel ist keine Einbildung. Er schafft es…« Bei seinen Worten drehte er sich um, damit er das Elternpaar anschauen konnte.

Die Canottis nickten. Als hätten sie sich abgesprochen, so zuckte um ihre Lippen ein hartes, gleichzeitig wissendes Lächeln.

»Es war nicht umsonst«, erklärte Maria Canotti. »Nein, es war nicht umsonst. Wir haben es geschafft. Für uns allein ist der Würfel da, und er spielt seine Kraft aus. Ist er nicht herrlich?« Sie drehte sich und schaute die anderen an.

Bis auf Suko nickten die beiden anderen.

Maria Canotti war noch nicht fertig.

»So ergeht es jedem Gegner«, flüsterte sie. »Jedem. Durch den Würfel sind wir unschlagbar geworden. Atlantis hat sich uns offenbart. Wir haben den Erben dieses längst versunkenen Kontinents lange genug gedient, jetzt werden und dürfen wir seine Früchte ernten.«

Romano und Luigi stimmten ihr zu. Suko konnte es noch immer nicht richtig fassen, daß so völlig normal aussehende Menschen auf diese Art und Weise reagierten. Sie waren eine Familie, sie lebten auf dieser Welt, und doch dienten sie Kräften, die eigentlich schon längst in Vergessenheit geraten waren und auch so bleiben sollten, wenn es nach Suko ging.

Aber ihn fragte niemand. Er war in diesem höllischen Spiel nur ein besserer Statist. Das bewiesen ihm gleich darauf die Canottis.

Wieder war es Maria, die ihm den Befehl gab. Über die Ränder ihrer Brille hinweg starrte sie ihn an. Eine Person mit goldener Haut und eisgrauem Haar, eine Frau, wie man sie immer und überall sehen konnte, und dennoch eine so menschliche Bestie, die auf das Leben anderer keine Rücksicht nahm.

»Du«, sagte sie und deutete zusätzlich mit dem Zeigefinger auf den Chinesen. »Du wirst die Skelette nehmen, sie anheben und aus dem Flugzeug schleudern. Verstanden?«

Nein, ich…

Das hatte Suko sagen wollen. Es blieb beim Versuch, denn die hypnotische Kraft der Canotti war stärker. So blieb dem Chinesen nichts anderes übrig, als zu nicken und sich an die makabre Arbeit zu begeben.

Zuerst nahm er das über der Vitrine liegende Skelett. Unnatürlich warm fühlten sich die Knochen an, als würde noch Leben in ihnen stecken. Suko stützte den blanken Schädel an seiner Innenseite mit dem Handteller ab, bevor er das Skelett zum Ausgang brachte und die Worte des Romano Canotti hörte.

»Wirf es raus!«

Das tat Suko. Er schleuderte das Skelett in die Dunkelheit und hörte, wie es klappernd zu Boden fiel.

Mit den nächsten Knöchernen geschah das gleiche. Die Canottis schauten nur zu.

Schließlich war Suko fertig. Mit dem Rücken zur Tür blieb er stehen und schaute die Familie an. Die Canottis hatten es sich in den Sitzgelegenheiten bequem gemacht. Auf dem Boden lagen noch die Maschinenpistolen der Soldaten.

Ein schauriges Andenken…

Suko spürte, daß die Psycho-Sperre in seinem Hirn ein wenig nachgelassen hatte. Er konnte auch wieder klarere Gedanken fassen und hätte auch gewußt, was er tun mußte, aber er überwand sich selbst nicht.

Dazu fehlte ihm die Energie.

Kalt wurde er angeschaut, bevor Maria fragte: »Hast du nun erlebt, wie es ist, wenn man sich mit uns anlegt?«

»Sicher.«

»Deshalb hüte dich, uns in den Rücken zu fallen. Es hätte keinen Sinn, denn wir sind besser.«

Suko nickte.

Romano Canotti stand auf. »Es ist der Würfel, der uns gefehlt hat und uns nun die Kraft geben wird, die wir benötigen. Aus diesem Grunde müssen wir ihn behalten, und wir werden ihn an uns nehmen, ob es dir nun paßt oder nicht.« Er schaute den Inspektor scharf an. »Weshalb warst du eigentlich so dagegen?«

Suko hätte sich gern eine Ausrede einfallen lassen, es war nicht möglich. Der Psychodruck war stärker, dann Maria Canotti kannte kein Pardon, so sprach der Chinese die Wahrheit.

»Ich will nicht, daß sie stirbt.«

»Du meinst die Blonde?«

»Ja.«

»Wer ist sie denn?« wollte Luigi wissen. »Sie sieht ja nicht schlecht aus, wenn ich ehrlich sein soll.«

»Sie heißt Jane Collins und ist…« Suko stoppte seine Ausführungen, als er sah, wie Luigi reagierte. Der junge Canotti riß die Augen weit auf.

»Jane Collins? Verdammt, den Namen habe ich schon gehört.«

»Du kennst diese Frau?« Maria sprang sofort auf die Bemerkung ihres Sohnes an.

»Nicht persönlich, aber Pierre kannte sie. Als ich zum letztenmal mit ihm telefonierte, berichtete er mir davon, daß er auf der Spur einer Jane Collins gewesen wäre, weil er ihr das Herz aus dem Leibe schneiden wollte. Klar?«

»Ja, aber was hat sie damit zu tun? Weshalb wollte dein Freund das?«

»Ich weiß es nicht, Mama.«

»Aber du, nicht?« Die Canotti fixierte Suko, wobei sie einen Schritt auf ihn zutrat. »Du bist doch über die Zusammenhänge informiert. Oder täusche ich mich?«

»Nein, Signora.«

»Dann berichte!«

Wieder wollte Suko nicht, mußte aber der geistigen Kraft dieser Frau Tribut zollen. Deshalb nickte er und gab wider seine eigene Überzeugung die Antwort. »Sie war eine Hexe und diente dem Teufel sowie ihrer Meisterin Wikka. Eines Tages geschah folgendes…«

Suko berichtete die Geschichte monoton. Er weihte die Canottis voll ein, die sich erstaunt gaben. Vor allen Dingen dann, als Suko von einem Planet der Magier berichtete.

»Du kennst ihn also?« hauchte Maria Canotti.

»Ich war da!«

Die Canotti drehte sich zu ihren beiden »Männern« um. »Er war da!«

hauchte sie. »Habt ihr es gehört? Dieser verdammte Kerl war tatsächlich da. Er hat den Planet schon gesehen. Er ist…« Sie schüttelte den Kopf.

»Unser Traum hat sich für ihn bereits erfüllt, und wir hängen hier.« Sie lachte schrill, als ihr die letzten Worte über die Lippen gekommen waren. »Es ist nicht möglich, es darf nicht wahr sein. Er weiß mehr, als er zugeben will.«

Romano und Luigi nickten.

»Dann haben wir ja einen wirklichen Fang gemacht«, flüsterte die Frau. »Das Glück hat uns nicht verlassen. Atlantische Kräfte zeigen sich erkenntlich. Wirklich, phänomenal.« Sie schüttelte den Kopf, als würde sie an ihren eigenen Worten zweifeln.

»Wir sollten ihn weiterfragen«, schlug ihr Mann vor.

»Und dann?«

»Er muß doch einen Weg wissen, Mama!« fiel Luigi seiner Mutter ins Wort. »Glaub mir, wirklich…«

»Wenn du das sagst.« Sie wandte sich wieder an den Inspektor.

»So, und nun will ich Einzelheiten wissen. Wenn du auf dem Planet der Magier gewesen bist, mußt du auch den Würfel gesehen haben und die drei goldenen Skelette. Sie haben…«

»Ich sah weder den Würfel noch die Skelette.«

»Du lügst!«

»Nein!«

»Er kann nicht lügen, er steht doch unter deinem Bann«, erklärte Romano.

»Stimmt auch wieder.« Maria nickte, während sie nervös mit ihrer Bola spielte und die Kugeln gegeneinander klacken ließ. »Also, wie sieht die Wahrheit aus?«

»Ich war auf dem Planet der, Magier, aber ich habe ihn in der Gegenwart gesehen und nicht in der Vergangenheit«, antwortete Suko.

»Außerdem ist er sehr groß. Dort leben zahlreiche Dämonen. Es gibt Meere, Wüsten und Sümpfe. Sogar Städte, die in einem bestimmten Gebiet entstehen, wenn jemand träumt. Dort werden Träume oder Alpträume wahr. Ich habe es erlebt und sah meine eigene Freundin, die…«

Maria Canotti unterbrach Suko mit einer Handbewegung. »Das will ich alles nicht wissen. Für mich ist wichtig, wer…«

»Maria!«

Ein scharfer Ruf erklang. Romano hatte ihn ausgestoßen. Und dies nicht ohne Grund.

Jemand begann zu sprechen.

Die Stimme drang aus der Vitrine, so daß es nur eine Möglichkeit gab.

Die »tote« Jane Collins redete!

***

Drei goldene Skelette hielten den Würfel des Unheils!

Sollte es bis jetzt noch daran Zweifel gegeben haben, wo wir uns befanden, nun hatte ich die Bestätigung. Wir steckten tief in der Vergangenheit, denn normalerweise befand sich der Würfel in der Zukunft, und zwar in den Händen einer gewissen Jane Collins, die wie tot in einer Vitrine lag. Tanith, die verstorbene Hellseherin, hatte zu mir gesprochen und mich auf die goldenen Skelette aufmerksam gemacht.

Wenn ich sie fand, konnte Jane gerettet werden.

Bisher war es mir nicht möglich gewesen, so recht daran zu glauben.

Nun sah ich die Dinge anders, denn der Würfel in den Händen der goldenen Skelette mußte seine feste Bedeutung haben.

Wie alles genau zusammenhing, konnte ich nicht sagen. Aber ich hoffte auf Aufklärung.

Daß sich noch immer das Mädchen Claudine bei mir befand, merkte ich kaum. Zu sehr zogen mich die Ereignisse in ihren Bann.

Mit starren Blicken verfolgte ich das Auftauchen der drei Goldenen.

Einmal nur irrte mein Blick ab. Er traf den Schwarzen Tod, der unbeweglich über dem Sumpf schwebte. So schien es mir, da er mit seinen dunklen Gebeinen nicht einsank.

Er stand da und schaute. Nach wie vor war sein Blick auf die Skelette gerichtet, und in seinen düsterrot schimmernden Augen glaubte ich ein gefährliches Glühen zu erkennen, das gleichzeitig Hoffnung und Willensstärke ausdrückte.

Und sie kamen!

Höher und höher stiegen sie aus dieser nie enden wollenden Tiefe des Sumpfs. Geboren in einem Zentrum Schwarzer Magie, schafften sie es mit ihren Kräften entgegen der Gesetze der Anziehung, den Sumpf zu verlassen, um ihre Botschaft zu bringen.

Ich konnte mir nur einen vorstellen, allein den Schwarzen Tod. Er und die goldenen Skelette bildeten in irgendeiner Weise eine Einheit, ein regelrechtes Komplott. Meiner Ansicht nach brachten die Skelette ihm eine Botschaft.

Während ich darüber nachdachte, hatte Claudine die Sprache wiedergefunden. Sie bewegte die Lippen. Die Worte, die aus ihrem Mund drangen hörten sich tonlos an. Die Augen schauten starr, nichts regte sich in ihren Pupillen.

»Sie werden ihm Kraft geben. Er wird es gebrauchen können. Ich spüre es, die Skelette sind da, um ihn zu stärken.«

Ich war überrascht, Sätze wie diese aus ihrem Mund zu vernehmen und fragte: »Wie kommst du darauf?«

»Ich weiß es.«

Diese Antwort befriedigte mich nicht. Aber was sollte ich machen?

Sie hatte auf irgendeine Art und Weise recht, und wir beide waren darauf gespannt, ob ihre Worte bestätigt wurden.

Spürte ich Angst?

Auch darüber dachte ich nach. Obwohl wir uns in einer feindlichen Umwelt und eingehüllt von einem rötlichen Schein befanden, stieg keine Angst in mir hoch. Es war ein anderes Gefühl, das mich umklammert hielt. Mehr Neugierde, denn ich wollte endlich wissen, was es mit diesen drei Skeletten auf sich hatte.

Es würde nicht mehr lange dauern, dann hatten sie die Oberfläche des Sumpfs erreicht. Dieses höllische Moor würde sie ausspeien und dafür sorgen, daß sich alte Prophezeiungen oder Flüche erfüllten.

Wie aus Rauchglas gefertigt, wirkte der Sumpf. Die Stille, die uns umgab, konnte man als unnatürlich bezeichnen. Kein Vogel schrie oder krächzte. Es gab keine anderen Geräusche. Nicht eine Blase stieg aus der Tiefe, um mit dumpfen Lauten zu zerplatzen. Wir befanden uns in einer Welt des Schweigens, des Abwartens, und das große Ereignis rückte vor Sekunde zu Sekunde näher.

Auch der Schwarze Tod mußte dies spüren. Das übergroße Skelett hatte meiner Ansicht nach seine Haltung verändert. Sie kam mir angespannter vor, als könnte er es nicht erwarten, bis die drei Skelette an die Oberfläche gestiegen waren.

Wir standen unbeweglich. Es war für mich schwer abzuschätzen, wie weit sich die Skelette noch von der Oberfläche entfernt befanden, denn dieser gläsern wirkende Sumpf täuschte uns Tiefen und Entfernungen vor, die nicht real waren.

Knochenhände, die golden schimmerten, hielten den Würfel des Unheils umklammert.

Ich sah sehr genau hin und mußte zugeben, daß der Würfel so aussah, wie ich ihn kannte. Er schimmerte dunkel. Seine Seiten strahlten das rotviolette Licht ab, und die knöchernen Hände schienen in die Masse hineinzufassen.

Kein Maler hätte dieses Bild exakter und besser auf die Leinwand bannen können. So klar, so scharf zeichneten sich die Konturen ab.

Dann war es soweit!

Die drei Skelette erreichten mit ihrer »Beute« die Oberfläche. Sie stießen hindurch.

Die Lautlosigkeit, mit der dies geschah, wunderte mich. Da war nicht das geringste Geräusch zu vernehmen. Der Sumpf stellte den Goldenen kein Hindernis entgegen, nur sie bewegten sich, denn sie drückten, als die Schädel die Oberfläche durchstoßen hatten, ihre waagerecht liegenden Körper nach unten und stießen normal und senkrecht aus dem Höllensumpf, ohne allerdings den für sie so wertvollen Würfel loszulassen.

Es war einfach überwältigend.

Hoch hoben die drei Skelette ihre knöcherne Arme. Dabei bildeten sie ein Dach über ihren blanken, glänzenden Knochenschädeln, dessen Spitze gewissermaßen der Würfel des Unheils bildete.
Ich schaute wieder auf den Sumpf und erlebte die nächste Überraschung.
Die Stellen, an denen die Skelette aufgetaucht waren, wuchsen hinter ihnen wieder zu. Als würden gewaltige Hände von allen Seiten den Sumpf genau dort wieder schließen, wo er so gläsern und durchsichtig geworden war.
Nichts wies mehr darauf hin, daß jemand diese undurchdringliche braunschwarze Tiefe verlassen hatte.
Ich rechnette aus damit, daß sich die Skelette um uns kümmern würden. Eine Täuschung, denn sie zeigten weder Interesse für Claudine oder mich, sondern einzig und allein für den Schwarzen Tod.
Mir erschien seine Haltung devot. Unterschwellig hatte ich die die ganze Zeit schon gefühlt, nun wurde es mir auf eine gewisse Art und Weise bestätigt, denn ich kannte diesen fürchterlichen Dämon nur als einen hochaufgerichtet dastehenden und mächtigen Dämon, der sich durch nichts in die Knie zwingen ließ.
Bei den Skeletten verhielt es sich anders.
Seinen mächtigen, schwarzen Schädel mit den rotglühenden Augen hielt er gesenkt. Scharf schaute er die Skelette an und fixierte seinen Blick auch auf den Würfel.
Was wollte er von ihm?
Bisher hatte ich nicht gewußt, daß der Würfel des Unheils und der Schwarze Tod in einer Verbindung standen. Seine Gestik aber belehrte mich.
Und auch die nächsten Taten der Skelette!
Sie, die ebenfalls nicht in den Sumpf einsanken, bewegten sich direkt auf den Schwarzen Tod zu. Noch immer, hielten sie den Würfel hoch über ihre Schädel, und als die Distanz zwischen ihnen und dem Schwarzen Tod geschrumpft war, streckte der gewaltige Dämon seine knöchernen Arme vor. Es war eine fordernde Geste, der die drei goldenen Skelette Folge leisteten.
Gemeinsam, als hätten sie einen für uns unhörbaren Befehl erhalten, senkten sie die Arme.
Dadurch brachten sie den Würfel des Unheils näher an den Schwarzen Tod heran.
Auf nichts anderes hatte er gewartet, und er selbst neigte seinen Schädel den Goldenen entgegen.
In mir kribbelte es. Ich wußte, daß ich an einem entscheidenden Punkt stand, der in der Vergangenheit geprägt worden war und in der Zukunft große Bedeutung bekam.
Das Wasser lief an meinem Körper herab. Am Rücken, an den Armen,

den Beinen. Es stand auf der Stirn, und kalte, kleine Bäche rannen über meine Wangen.

Sechs Klauen hielten den Würfel bisher umklammert.

Wenige Herzschläge später waren es acht. Zwei davon glänzten wie polierter Teer.

Der Schwarze Tod hatte zugegriffen, aber die Goldenen ließen den Würfel nicht los.

Sie standen da wie Statuen, eingehüllt und umgeben von einer unnatürlichen Stille.

Schließlich durchbrach ein Stöhnen die Stille. Es hörte sich dunkel, drohend und düster an. Der Schwarze Tod hatte es ausgestoßen, und für die Skelette war dies ein Zeichen.

Sie begannen mit ihrer Erklärung.

Nur ein Skelett sprach vorerst, und es berichtete von einer Zeit, wo es den Schwarzen Tod noch nicht gegeben hatte. Ich hörte von einer goldenen Pyramide, die diese drei Skelette gebaut hatten. Sie wollten einen Schutzwall gegen die mächtigen schwarzmagischen Kräfte errichten, was ihnen nicht gelungen war, denn die andere Seite war stärker und brachte auch die drei Magier unter ihren Bann.

Da sie über sich sprachen und sich dabei selbst als Magier bezeichneten, ging ich davon aus, daß sie nicht immer Skelette gewesen waren. Sie hatten einmal zu den Kräften gezählt, zu denen auch Delios, Karas Vater, gehört hatte.

Weiße Magie in einer Welt des Schreckens. Menschen, die sich gegen das Unheil stemmten und es aufzuhalten versuchten.

Sie gewannen nicht. Atlantis geriet unter schwarzmagische Kontrolle, und diese drei hier auch.

Die nächsten Sätze sprach das zweite Skelett. Es gehörte zu den Absonderlichkeiten dieser Welt, daß ich die Sprache verstand. Mich darüber zu wundern, hatte ich aufgegeben.

»Wir sind aus den Tiefen des Höllensumpfs gestiegen, um dir das zu geben, was du brauchst, Schwarzer Tod. Denn ohne diese Kraft, die in dem Würfel steckt, bist du ein Nichts. Dann kannst du den Großen Alten nicht dienen, denn sie wollen, daß du entstehst, und du bist entstanden. Für uns, für alle, die auf der Seite der Dunkelwelt stehen.«

Allmählich lichtete sich der Schleier für mich. Jetzt wußte ich auch, weshalb der Schwarze Tod auf mich einen so relativ »schwachen«

Eindruck gemacht hatte.

Er war nur ein Skelett, angefüllt mit dem Licht dieses Planeten.

Harmlos.

Das sollte sich ändern!

Es war mir nicht möglich, es zu verhindern. Ich konnte nicht in den Lauf der weiteren Geschichte eingreifen, der Schwarze Tod würde erstarken, und dies in meinem Beisein.

Es war schlimm…

Tief atmete ich durch. Ich schmeckte die Luft, die über dem Sumpf lag. Sie roch nach Moder, nach fauligem Wasser und auf irgendeine Art und Weise nach Abfall.

Noch hatte das dritte Skelett nicht gesprochen. Auch dieses Wesen hatte dem Schwarzen Tod etwas zu sagen. Und wie seine beiden Artgenossen sprach es nur über den Würfel.

»Wenn nun die Kraft des Quaders auf dich übergeht, wirst du dir diese Welt erobern, und du mußt im Namen der Großen Alten kämpfen. Unterjoche Atlantis, präge diesem Kontinent deinen Stempel auf. Gib ihm, was ihm zusteht, denn du kannst es. Du bist der Schwarze Tod. Der in den Sümpfen Geborene, und du wirst die Geschichte schreiben, die die Menschheit das Fürchten lehrt. Sorge du dafür, daß der Name der Großen Alten niemals in Vergessenheit geraten wird. Niemals…«

Ich hörte zu und dachte gleichzeitig über das Vernommene nach.

Wobei meine Gedanken abirrten, denn ich wußte genau, daß sich der Schwarze Tod nicht an diese Maxime halten würde.

Sicher, er hatte den Großen Alten gedient. Wahrscheinlich über Jahrhunderte oder Jahrtausende hinweg. Aber es war zu einem Bruch gekommen, denn als ich den Schwarzen Tod kennenlernte, diente er dem Teufel. Er war sozusagen Asmodis rechte Hand gewesen. Und seine Nachfolge hatte Solo Morasso mit seiner Mordliga antreten wollen, was ihm zum Glück nie so gelungen war, obwohl er auch schon den Würfel des Unheils besessen hatte.

Um diesen Würfel schien sich alles zu drehen. Er war der Mittelpunkt, er gab die Kraft, und ich ahnte hier in der Vergangenheit, daß innerhalb des Würfels Kräfte steckten, die ich auch in der Zukunft noch nicht ausgelotet hatte. Und bestimmt auch die Wesen nicht, die den Würfel in ihrem Besitz gehabt hatten.

Einschließlich des Spuks. Obwohl ich mir bei ihm nicht sicher war, denn er besaß wohl als einziger so etwas wie einen Gesamtüberblick.

Die folgenden Ereignisse lenkten mich von meinen Gedanken ab, denn der Schwarze Tod nahm das entgegen, was ihn für die nächsten Jahrtausende existieren ließ.

Kraft aus dem Würfel des Unheils.

Durch moderne Hilfsmittel gelingt es den Hochfrequenztechnikern oft genug, Kraftströme sichtbar zu machen. Sie benutzten dazu komplizierte Elektronikgeräte.

In diesem Falle geschah etwas Ähnliches, nur daß hier keine Technik mit im Spiel war, sondern Magie.

Und die floß über…

Der Schwarze Tod hatte, seine knöchernen Klauen um den Würfel liegen.

Auch die goldenen Skelette ließen ihn nicht los. Ich konnte durch eine Lücke auf den Würfel schauen und sah, daß sich seine Flächen veränderten. Sie waren düster geworden.

Dunkel wie die Nacht…

Und dieser Strom gefährlicher Magie, der sich innerhalb des Würfels gesammelt hatte, floß auf den Schwarzen Tod über. Ich sah, wie seine Gebeine zitterten. An der Oberfläche begannen sie zu verschwimmen.

Längst waren sie nicht mehr klar und scharf. Dunklere Schatten als die des großen Skeletts huschten über die Gebeine hinweg.

Der unheimliche Dämon erhielt einen schwarzmagischen Energiestoß, der ihn regelrecht durchschüttelte. Seine Gebeine wurden wie die Gelenke einer Gummipuppe. Sie zitterten, sie bebten und schienen den Verbund aus Knochen auseinanderreißen zu wollen.

Er tankte weiter.

Aus dem Würfel floß ein nie abreißender magischer Kraftstrom, der den Schwarzen Tod zu dem machte, was er in Zukunft sein würde.

Zu einem fast unbesiegbaren Dämon!

Er wuchs.

Zuerst glaubte ich, daß er sich auf die Zehenspitzen stemmen wollte, dies geschah nicht. Die Kraft, die auf ihn überfloß, ließ ihn wachsen und noch mächtiger werden.

Ja, so kannte ich ihn.

Als riesiges, unheimliches schwarzes Skelett, das in Atlantis und später auf der normalen Welt mit gnadenloser Strenge regiert hatte und alles vernichtete, was sich ihm in den Weg stellte.

Er hatte sein frei liegendes Rückgrat durchgebogen, den blanken Schädel in den Nacken gelegt, die Augen weit aufgerissen. Sie strahlten das Licht dieses geheimnisvollen Planeten ab, und ich vernahm den Schrei, der aus seinem lippenlosen Maul drang.

Wieder war es ein Ruf des Triumphs, des großen Sieges über das andere, denn er, auf den so viele gewartet hatten, war endlich geboren worden. Der Schrei ließ das Moor erzittern. Er hallte über die braunschwarze Fläche, sein Schall erzeugte Wellen, die hintereinander herliefen, als hätte jemand einen schweren Felsbrocken in die Masse geworfen.

Er triumphierte. Und ich, sein Todfeind, stand da und konnte ihm nur zuschauen.

Wie gern hätte ich ihn vernichtet, doch die Zeit hatte ein anderes Buch geschrieben, das auf meine Wünsche keinerlei Rücksicht nahm. Ich war in dieser Welt ein Niemand, ein Verlorener, ein Mensch, der zwar agieren konnte, ansonsten aber wie ein Gefangener lebte.

Neben mir zitterte Claudine Auber. Zum Glück übertrug sich ihre Angst nicht auf mich, in meinem Innern stieg allmählich die Spannung hoch und näherte sich dem Siedepunkt.

Da brach der Schrei ab!

In meinen Ohren hallte er noch nach, dennoch wußte ich genau, daß es nur mehr das Echo war, das über die Weite des Höllensumpfs schwang.

Der Schwarze Tod war der Sieger!

Aus den Tiefen eines Planeten gekommen, mußte er sich daran begeben, diese Welt für sich und die Großen Alten zu erobern.

Die drei goldenen Skelette waren zurückgetreten, und sie hielten noch immer den Würfel des Unheils, den sie nicht aus der Hand gaben. Nach wie vor befand er sich in ihren sechs goldenen Klauen.

Aber sie zogen sich zurück. Zwischen ihnen und dem Schwarzen Tod wurde die Distanz immer größer. Es war eine Lücke, die ich auch sinnbildlich verstehen konnte, denn in der Zukunft hatten die Goldenen mit dem Schwarzen Tod nichts zu tun. Ich jedenfalls war ihnen nicht begegnet.

Mein Blick glitt wieder hinüber zu dem mächtigen Dämon. Bisher hatte er starr auf dem Fleck gestanden. Nun hob er seinen rechten Arm.

Er wuchs, für mich wurde er lang und länger, und der Schwarze Tod spreizte seine rechte Klaue, wobei er sie gegen das aus dem Himmel fallende Licht hielt, so daß sie sich wie ein düsterer Scherenschnitt vor dieser roten Kulisse abhob.

Das Zeichen des Sieges, denn er ballte die Hand zur Faust.

Diese Bewegung kam nicht von ungefähr, ich verstand sie als ein Zeichen. Da die Faust in eine bestimmte Richtung gewiesen hatte, folgte ich ihr mit meinen Blicken.

In der Ferne sah ich den Punkt. Ein winziges Etwas innerhalb des roten Himmels.

Und dieses Etwas kam näher.

Schnell wurde es größer, nahm eine andere Gestalt an, die schon mehr an eine Fledermaus erinnerte.

Nein, das war sie nicht.

Als mich die Erkenntnis durchzuckte, mit wem ich es tatsächlich zu tun hatte, rann über meinen Rücken ein kalter Schauer.

Das Wesen, das dort anflog, war ein gewaltiger, ungeheurer Drache.

Das Reittier des Schwarzen Tods!

Wo sich mein Herz befand, stieg Furcht in mir hoch. Ich hatte Angst vor diesem Untier, denn ich begegnete ihm hier nicht zum erstenmal.

Der gewaltige Flugdrache war auch mein Todfeind, und ich dachte zurück an das Land, das es nicht geben durfte, und dessen Gefangener ich gewesen war, bewacht von dem Reittier des Schwarzen Tods.

Ich erinnerte mich auch an seinen Namen.

Nepreno…

Ein gewaltiger Kopf, ein unheimlicher, giftgrüner Körper und auf

dem schuppigen Rücken einen hochstehenden Kamm aus einem harten, borstenartigen Material.

Allein durch die Kraft seines Schweifs war er in der Lage, Felsen zum Wanken zu bringen, und die lange Zunge erinnerte mich, wenn sie aus dem höhlenartigen Rachen mit den scharfen Zähnen schlug, an eine klebrige Peitsche.

Ich hatte damals sehr gelitten, als man mich gefesselt vor den Altar geschafft hatte.[2]

Nun, das war Vergangenheit, ich war dem Drachen entwischt, aber die Furcht vor ihm nistete dennoch wie ein langer Stachel in meinem Innern.

Er hatte damals dafür Rache nehmen wollen, daß ich seinen Herrn und Meister besiegte. Und das Land, in das mich der Spuk geschafft hatte, konnte durchaus dieser Planet der Magier gewesen sein, schließlich kannte ich nur einen winzigen Teil von ihm.

Nepreno flog herbei!

Er wurde größer und größer. Ein gewaltiges Untier, das seine Schwingen ausgebreitet hatte und damit einen Teil des roten Himmels verdunkelte. Sein Ziel war der Höllensumpf und damit sein Herr und Meister, der Schwarze Tod.

Er flog fast träge, denn seine Flügel bewegten sich kaum. Trotzdem steckte in ihnen eine gewaltige Kraft. Die Spannweite war nur zu schätzen und kaum zu messen. Wenigstens nicht für mich.

Auch die Französin hatte das Untier gesehen. Ihr Mund zitterte, ihre Augen waren größer als normal, und sie fragte mich, um welch eine Bestie es sich da handelte.

»Das ist Nepreno!«

Sie schüttelte den Kopf, so daß ich mich gezwungen sah, ihr die Zusammenhänge zu erklären.

Noch einmal erschrak sie. »Und auf ihm will der Schwarze Tod reiten?« hauchte sie.

»Ja, dieser Drache paßt zu ihm. Er ist ebenso grausam und gefährlich. Die beiden ergänzen sich.«

Claudine nickte nur.

Danach schauten wir zu, wie der fliegende Riesendrache den Sumpf erreichte und zur Landung ansetzte.

Er sah aus wie ein lebendiges Flugzeug, wobei die Flügel die Tragflächen darstellten. Als er dicht über dem Sumpf schwebte, bewegte er die Schwingen noch einmal sacht auf und nieder, bevor er sie langsam zusammenfaltete und dem Sumpf entgegenrutschte.

Sanft setzte er auf.

Und er sank nicht einmal ein, die magisch beeinflußte Masse hielt ihn auf der Oberfläche.

Ich stand da und staunte. Um mich kümmerte er sich nicht, er sah

nur seinen Herrn und Meister.

Auch der Schwarze Tod hatte auf ihn gewartet und schritt ihm entgegen.

Mit gemessenen Schritten ging er auf sein Reittier zu, beobachtet von uns und den goldenen Skeletten.

Wieder erfüllte sich etwas, von dem ich erst in Zukunft erfahren hatte.

Wie der Cowboy in den Sattel, so stieg der Schwarze Tod auf den Rücken des Monsterdrachen.

Für einen Moment genoß er diese Stellung, und wir hatten Zeit, uns die beiden anzuschauen.

So unterschiedlich sie auch waren, für mich bildeten sie ein ideales Paar, denn sie ergänzten sich fantastisch in ihrer Grausamkeit und ihren Aktivitäten.

Weder der Schwarze Tod noch der Drache bewegten sich. Nepreno und sein Reiter saßen still. Sie wirkten wie ein schauriges Denkmal, umhüllt von einem roten Licht, so daß sie innerhalb dieser Farbe wie eine gegensätzliche Insel wirkten.

Ich sah die Blicke des Schwarzen Tods auf uns gerichtet. Die roten Augen stierten mich an. Gefühle las ich nicht in ihnen, aber ich wußte, daß der Schwarze Tod denken konnte und fragte mich, was wohl hinter seiner blanken und schwarzglänzenden Stirn vorging.

Erinnerte er sich an die Zukunft? Wußte er, daß ich einmal zu seinem Todfeind werden würde?

Ich schaute auf die drei goldenen Skelette, die ich schließlich in der Zukunft gesehen hatte. Sie hätten ihm vielleicht Informationen geben können, doch sie verhielten sich still.

So verging die Zeit, bis es dem Schwarzen Tod in den Sinn kam, zu starten.

Ein uriger Laut drang aus seinem Maul. Kaum hatte er ihn ausgestoßen, als ein regelrechtes Zittern durch den gewaltigen Körper des Flugdrachens lief.

Wie bei einem Auto, das Mühe hatte, im Winter anzuspringen und zunächst einmal vibrierte.

Dann falteten sich die Flügel auseinander. Dies geschah mit einer erstaunlichen Präzision. Für eine Weile blieben die Flügel dicht über dem Sumpf schweben, bevor sie allmählich in die Höhe gehoben wurden. Sacht glitten ihre Spitzen danach dem Boden entgegen, erzeugten Wind, und die Oberfläche des Sumpfs bewegte sich.

Plötzlich schwebte er in die Höhe.

Es war ein faszinierender Anblick für uns. Obwohl der Drache unser Todfeind war, kam ich nicht umhin, ihm meine Bewunderung zu zollen.

Diese Bewegungen, das fast lautlose Gleiten und das steile Steigen

waren schon toll.

Ich rechnete damit, daß der Schwarze Tod in der Weite des düsterroten Himmels verschwinden würde, aber er hatte etwas anderes vor. Kaum hatte er auf seinem Reittier eine gewisse Höhe erreicht, als er Nepreno einen anderen Befehl gab, den der auch sofort ausführte.

Er drehte sich.

Plötzlich war er da!

Mit der Geschwindigkeit hatte ich nicht gerechnet. Auch nicht mit dem Schrei, der aus dem lippenlosen Maul des Schwarzen Tods drang.

Zudem hatte der Flugdrache unsere Richtung eingeschlagen.

Wir mußten weg.

Ich wollte Claudine Auber noch an mich reißen oder sie fortstoßen, eine Entscheidung zu treffen, war mir nicht mehr möglich, denn der Flugdrache reagierte entsprechend.

Die Gefährlichkeit seiner Zunge hatte ich bereits am eigenen Leibe kennengelernt, als ich gefangen in der Höhle lag. Nun erwischte es die junge Französin.

Es gelang mir nicht mehr, sie zu retten, denn die Zunge war schnell wie eine hart geschlagene Peitsche. Und sie wickelte sich ebenso rasch um den Körper meiner Begleiterin.

Ich packte zu.

Die Fingernägel stachen in das Fleisch meines Handballens. Das Mädchen hatte ich verfehlt.

Dafür hörte ich Claudines Schrei.

Sie wurde vom Boden hochgerissen. Ich folgte mit verzweifelten Blicken ihrem Flug und sah, daß sich die Zunge des Drachen wie eine rötlich schimmernde Fessel um ihren Körper gewickelt hatte.

Dreimal sogar…

Da kam sie nicht mehr heraus.

Claudines Schreie wurden leiser, je mehr Höhe der Flugdrache gewann. Die Arme hatte sie noch frei. Nur konnte sie damit nichts anfangen. Sie schlenkerte sie wie eine Gliederpuppe auf und nieder, fast noch im Rhythmus der Schwingenbewegung.

Dann folgte das Lachen.

»Ha… haa …«

Böse, gemein, grauenhaft. Der Schwarze Tod hatte allen Grund dazu.

Ihm war der erste Coup gelungen, der mich wie ein böser Schock getroffen hatte.

Und nicht nur das. Er hatte mir gleichzeitig bewiesen, wie hilflos ich in dieser Welt doch war.

Meine Augen füllten sich mit Tränen der Wut…

Jetzt stand ich allein.

Noch immer mit verschleiertem Blick folgte ich dem weit in den

roten Himmel hineinstoßenden Drachen, der seine menschliche Beute an einen unbekannten Ort schaffte.

Konnte Claudine sterben?

Nein, denn dann hätte sie in der Zukunft nicht mehr gelebt. Doch es war leicht möglich, daß andere Dinge mit ihr geschahen, denen sie nicht gewachsen war.

So hatte ich ein wenig Hoffnung und konnte mich meinen Problemen zuwenden.

Allein stand ich nicht innerhalb dieser gewaltigen Sumpffläche.

Da gab es die drei Personen, auf die es mir angekommen war. Ihretwegen hatte ich diese »Reise« überhaupt unternommen, und nun, da ich nicht mehr durch Claudine »behindert« wurde, konnte ich endlich etwas unternehmen. Vielleicht brachte mich dies weiter.

Auch die Goldenen hatten dem Schwarzen Tod nachgeschaut. Sogar ihre fleischlosen Arme waren halb erhoben. Sie winkten ihm nach.

Unter den Skeletten veränderte sich wieder einmal der Boden.

Abermals erinnerte mich die Erde an Rauchglas, entsprechend durchsichtig war sie auch.

Mein Blick fiel in die Tiefe.

Es war schon seltsam, welche Gefühle mich dabei überkamen. Ich dachte daran, daß es innerhalb des Sumpfes etwas geben mußte, das mit den Skeletten in einem unmittelbaren Zusammenhang stand, denn sie waren dabei, sich zurückzuziehen.

Genau dort, wo sie standen und der Sumpf durchsichtig wurde, bildeten sich um ihre knöchernen Füße herum regelrechte Ringe, die sich immer mehr ausweiteten und die Gestalten in die Tiefe drückten.

Ein Sog entstand.

Noch blieb ich auf dem Fleck stehen und dachte nach. Sollte ich es einfach wagen, zu den Skeletten hinzugehen und mich zusammen mit ihnen in die Tiefe zerren zu lassen?

Was hatte ich zu verlieren?

Normalerweise nichts, denn dieser Sumpf verdammte mich zur Untätigkeit. Ich wäre allein geblieben und hätte auf die Rückkehr des Schwarzen Tods warten müssen.

Den Zeitraum konnte ich nicht einmal schätzen. So war es schon besser, wenn ich etwas tat. Möglicherweise konnte ich etwas gegen die goldenen Skelette und für Jane Collins tun.

Sie und vor allen Dingen Taniths Worte hatte ich nicht vergessen.

Die Skelette waren der Schlüssel zu dem Geheimnis, das ich lösen mußte.

Also nichts wie hin.

Noch schauten sie aus dem Sumpf hervor. Ihre goldenen Oberkörper gaben einen blassen Schein ab, der sich auf der braun-schwarzen Oberfläche verteilte.

Als hätten sie einen langsam fahrenden Lift bestiegen, so sanken sie allmählich tiefer.

Für mich wurde es Zeit.

Bisher hatte ich nur gestanden, und ich mußte mir einen regelrechten Ruck geben, um mich in Bewegung setzen zu können.

Das gelang mir, und mir gelang es weiter, über den Sumpf zu laufen.

Ich bewegte mich nicht schnell, doch immerhin mit der Geschwindigkeit, die es zuließ, die drei goldenen Skelette und damit auch den Würfel rechtzeitig genug zu erreichen.

Sie hinderten mich nicht.

Auf der normalen Fläche konnte ich normal laufen. Das änderte sich, als ich die Stelle zum erstenmal betrat, die wie dunkles Rauchglas wirkte.

Plötzlich war alles anders.

Kräfte, die ich nicht ermessen konnte, zogen von unten her an meinen Füßen, und ich sank direkt neben den goldenen Skeletten mit in die Tiefe des Höllensumpfs.

Es war ein seltsames Gefühl. Es fällt mir schwer, dies zu beschreiben, denn ich konnte meinen Körper nicht mehr kontrollieren, weil die Kraft des Höllensumpfs dies übernommen und meine eigenen Funktionen ausgeschaltet hatte. Die Erde des Planeten schluckte mich. Meine Sichtperspektive veränderte sich dabei.

Hatte ich vorhin noch aus einer gewissen Höhe und Distanz über den Sumpf schauen können, sah ich nun flach über ihn hinweg, und er sah jetzt noch stärker aus wie ein Meer aus brauner Brühe.

Auch der Geruch wehte mir intensiver entgegen als zuvor. Die Skelette ließen mich in Ruhe. Sie bedachten mich nicht einmal mit einem Seitenblick. Sie blieben auf sich selbst und natürlich den Würfel des Unheils konzentriert, der seine Kraft an den Schwarzen Tod abgegeben hatte.

Und diese Kraft hatte der Dämon die Jahrtausende über nicht mehr abgegeben. Er hatte sie sogar gegen mich eingesetzt, immer dann, wenn ich gegen ihn antrat.

Spann ich den Faden weiter, hätte ich den Würfel des Unheils eigentlich als meinen Urfeind betrachten müssen.

Es war ein Wahnsinn. Wieder einmal mußte ich feststellen, daß alles, was geschah, auf irgendeine Art und Weise zusammenhing.

Das gläsern wirkende Moor reichte mir mittlerweile bis über die Brust.

In den folgenden Sekunden näherte es sich meinem Hals und damit auch dem Kinn.

Erst jetzt wurde mir richtig bewußt, auf was ich mich da freiwillig eingelassen hatte. Wenn dieser Sumpf über mir zusammenschwappte, bekam ich keine Luft mehr und würde elendig ersticken.

Sofort brach mir aus allen Poren der Schweiß. Es lag noch nicht lange zurück, da hatte ich die Magie des Landes Aibon erlebt und war auch in einem Sumpf verschwunden. [3]

Das hatte ich überstanden. Sollte es mir auch hier gelingen? Ich konnte da nur auf mein Glück und die magischen Kräfte vertrauen.

Noch hing das Kreuz vor meiner Brust. Mit dem obersten Ende schaute es soeben aus dem Sumpf, aber es reagierte nicht. In dieser Zeit war es völlig wertlos.

Wieder sackte ich weiter. Der Geruch des Sumpfes drang bis tief in meine Lungen. Mir wurde fast übel.

Trotzdem atmete ich und schaute über die für mich wogende Fläche.

Allmählich begann sie wieder zu leben. Das hieß mit anderen Worten, es gab Insekten, groß wie Menschenköpfe, die sich erst jetzt wieder hervortrauten und über den Sumpf schwirrten.

Als sie ihre Flügel bewegten, hörte es sich an wie die rotierenden Propeller eines selbst gebastelten Flugzeuges. So laut – und gefährlich…

Bisher hatte ich es nur mit einer Fliege zu tun gehabt. Nun aber kamen die Mücken. Auch sie waren mutiert und verdammt groß.

Zu groß für meinen Geschmack.

Auf einmal waren sie da. Ich wollte es nicht, ich schrie trotzdem.

Die gewaltigen Tiere summten um meinen Schädel, und mir gelang es nicht, die Arme zu bewegen, da sie im Sumpf feststeckten.

Wie kleine Raketen schossen sie auf mich zu und zwei von ihnen setzten sich auf meinen Schädel.

Der Sumpf reichte mir bis zum Kinn, ich konnte noch schreien, bewegte den Kopf und schrie meine Not hinaus, so daß der Laut weit über den Sumpf hallte.

Eine Mücke flog weg. Ihr sich rasend bewegender rechter Flügel streifte noch über meine Wange, aber die zweite blieb kleben und biß zu. Da nutzte mir auch mein Haarschopf nichts. Die Mücke schaffte es tatsächlich, bis auf die Kopfhaut zu gelangen.

Ich spürte den Schmerz. Ein scharfer Biß, danach ein Stechen, und im nächsten Augenblick verschwamm die Umgebung vor meinen Augen, denn der Sumpf hatte mich geschluckt.

Dabei hatte ich noch nicht einmal Luft holen können.

Ich sank in eine andere Welt!

In der Tat brauchte ich keine Angst mehr zu haben, denn ich konnte atmen und fühlte mich keineswegs schlecht. Auch der Sumpf war vergessen. Kein Druck auf der Brust, nichts, was meinen Hals zuschnürte, sondern eine klare, irgendwie reinere Luft als an den meisten Flecken der Erde, so daß ich mir vorkam wie im Hochgebirge.

Begeistert atmete ich ein.

Ich schaute nach links.

Herrlich, wie einfach es doch war, den Kopf zu bewegen. Nichts hinderte mich daran.

Dann sah ich die Skelette!

Sie hielten sich noch immer fest. Ihr gemeinsamer Bezugspunkt war der Würfel des Unheils. Die goldenen Klauen lagen an seinen Seiten fest. Mir schien es so, als wollten die Skelette den Würfel nie mehr loslassen. Ihre Körperhaltung war die gleiche geblieben. Sie lagen nicht mehr waagerecht wie beim Auftauchen, sondern glitten senkrecht in eine Tiefe hinein, die wohl niemand ausloten konnte.

Auch ich war gespannt, wo ich einmal landen würde, senkte meinen Blick und schaute nach unten.

Nichts…

Eine gläserne Schwärze, mehr bekam ich nicht zu sehen. Aber eine Schwärze, in der ich mich bewegen konnte, und das allein zählte. Ich war zwar ein Gefangener dieser Welt, aber ich konnte handeln. Den Skeletten würde ich es beweisen.

Während es weiter in die Tiefe ging, und die Konturen dieses »Schachts« zu seltsamen Gebilden verschwammen, hörte ich auch die leisen, singenden Stimmen.

Woher sie drangen, konnte ich nicht sagen. Jedenfalls waren sie da, und sie füllten meinen Kopf aus, als wollten sie mich, den Neuen, in ihrer Welt begrüßen.

Ob sie mir positiv oder negativ gesonnen waren, wußte ich nicht zu sagen. Jedenfalls schienen sie mir noch nichts zu wollen, diese unsichtbaren Geister im Hintergrund. Was sie sagten, konnte ich nicht verstehen, es war nur mehr ein Singsang.

Hatte schon außerhalb des Sumpfes die Zeit für mich keine Bedeutung mehr gehabt, so wurde sie nun überhaupt gestrichen. Das Gefühl ging mir einfach verloren. Ich wußte nicht, ob ich Minuten oder Stunden »unterwegs« war. Es zählte allein diese Welt, die mit der absolut stillen unter dem Meeresspiegel zu vergleichen war.

Und dann spürte ich Widerstand.

Das Aufkommen geschah sehr langsam und etappenweise. Ich knickte sogar in die Knie ein, bis ich merkte, daß ich ja stehenbleiben konnte.

Ein tiefer Atemzug war meine erste Reaktion. Die sehr klare Luft füllte meine beiden Lungenflügel, und ich merkte, wie mir wohler wurde. Auch hatte das Gefühl des Fallens nachgelassen. Nur mehr ein leichter Schwindel hielt mich umklammert. Das war nicht weiter schlimm.

Ich schaute mich in der neuen Umgebung um. Bisher war mir nicht klar gewesen, wohin mich das Schicksal verschlagen hatte.

Nun endlich wußte ich es. Ich konnte es zwar nicht mit hundertprozentiger Sicherheit sagen, aber ich glaubte, Bescheid zu

wissen.

Ich befand mich innerhalb der Pyramide!

Vor Claudines und meinen Augen war sie versunken, aber sie war nicht vernichtet worden, sondern hatte innerhalb des Höllensumpfs ihren Platz gefunden.

Ein wenig richtete mich dies auf, und ich dachte daran, daß ich bisher eigentlich nur zurückgesteckt hatte. Nun war es an der Zeit, die Initiative zu ergreifen.

Zwei Dinge zählten.

Die drei goldenen Skelette und natürlich der Würfel. Wenn ich an ihn dachte, kehrten meine Gedanken automatisch zu Jane Collins zurück, und auch die geisterhafte Stimme der toten Hellseherin Tanith drang wieder als Erinnerung durch mein Hirn.

Die goldenen Skelette mußt du finden, John. Die Skelette…

Ja, ich hatte sie gefunden und auch den Würfel des Unheils in der Vergangenheit entdeckt.

Die drei Knöchernen standen einige Schritte von mir entfernt.

Noch immer hielten sie den Würfel. Ich wollte sie überraschen und versuchen, ihnen den Gegenstand mit einem Griff aus den Klauen zu nehmen.

Dazu kam es nicht, weil sich die drei Goldenen von mir entfernten.

Das geschah so plötzlich, als hätten sie sich abgesprochen, und meine zupackende Hand griff ins Leere.

Mir blieb nichts anderes übrig, als ihnen zu folgen. Ich unterdrückte den Wunsch, mich hinterrücks auf sie zu werfen und damit zwischen sie zu fahren. So schwer es mir auch fiel, ich blieb ihnen auf den Fersen und glich mich ihrer Laufgeschwindigkeit an.

Wir schritten tiefer in die Pyramide hinein.

Von den einstigen goldenen Wänden war kaum etwas zu sehen.

Selbst ein Schimmern erkannte ich nicht. Wahrscheinlich waren die Wände auch zu weit von mir entfernt.

Wie in Trance bewegte ich mich durch diese fremde, unheimliche Welt, die so anders war als die, die ich sonst kannte. Erfüllt von einem Stimmenwirrwarr, zugleich versehen mit dieser klaren Luft, und dennoch war der Hauch des Grauens zu spüren, der mich streifte wie eiskalte Finger.

Ich blieb in sicherer Distanz, aber so nah, daß ich alles sehen konnte, was sie unternahmen.

Sie hatten ein Ziel.

Aus dem halbdüsteren, geheimnisvollen Licht, das in dieser Welt herrschte, schälte sich etwas hervor. Es war ein breiter und gleichzeitig auch langer goldener Tisch, der auf einem Fuß stand.

Im Laufe der Zeit hatte das Gold Patina angesetzt. Es wirkte mehr braun als hell, und dieser Tisch war das Ziel der drei Skelette. Kaum

hatten sie ihn erreicht, als sie sich vorbeugten und auch die knöchernen Arme ausstreckten, um den Würfel des Unheils abzusetzen.

Das war doch meine Chance.

Ich fieberte innerlich, als ich auf einen besonders günstigen Zeitpunkt lauerte.

Meine Güte, wenn ich den Würfel in die Finger bekam, was konnte ich damit alles anstellen! Er ließ sich manipulieren, und wahrscheinlich schaffte er es auch, mich wieder in die Gegenwart zurückzuschleudern, wo ich dann auf Jane Collins traf.

Es waren wirre Gedanken, doch es gelang mir leider nicht, sie in diesen entscheidenden Momenten zu ordnen.

Ich achtete auf die Skelette.

Es glich schon fast einem Ritual, wie sie sich um den Würfel bemühten und ihn vorsichtig auf die Platte des langen Tisches stellten.

Dann traten sie zurück.

Sehr bedächtig, mit gemessenen Schritten, nahmen sie auch ihre Positionen ein.

Die drei Skelette trennten sich. Von mir aus gesehen gingen zwei von ihnen in verschiedene Richtungen davon, bis sie das Ende des langen Tisches erreicht hatten und jeweils an den Schmalseiten stehenblieben.

Das dritte Skelett behielt seinen Platz. Allerdings stand es so, daß es mir den Blick auf den Würfel nahm.

Wenn ich ihn fassen wollte, mußte ich zuvor das goldene Skelett aus dem Weg räumen.

Es wunderte mich, daß sie sich bisher noch nicht um mich gekümmert hatten. Ganz im Gegensatz zu der Zeit, in der ich lebte. Da hatten mich die innerhalb der Schachtwand eingelassenen Skelette sogar umbringen wollen. Hier taten sie nichts dergleichen.

Das machte mich unter anderem mißtrauisch, und aus diesem Grunde bewegte ich mich sehr vorsichtig auf Zehenspitzen weiter.

Ein unachtsames Geräusch konnte meinen ganzen Plan zerstören.

Sie ließen mich kommen. Weder die beiden Skelette an den Schmalseiten noch das dritte griff ein und trafen Anstalten, sich mir in den Weg zu stellen.

Besser konnte es für mich nicht laufen. Ich wurde mutiger, ging schneller und wollte mich an dem Skelett rechts vorbeischieben, das mir den Rücken zudrehete.

Es hatte dort keine Augen, dafür mußte es mit einem Spürsinn versehen sein, den man schon als außergewöhnlich bezeichnen konnte.

Ich jedenfalls hatte mich zu früh gefreut, denn das goldene Skelett ließ mich nicht an den Tisch herankommen.

Seinen rechten Knochenarm streckte es aus, so daß dieser wie eine Sperre wirkte.

Ich lief natürlich dagegen.

Aber ich wollte mich nicht aufhalten lassen. Nein, nicht jetzt, wo alles in so greifbare Nähe gerückt war und der Würfel von mir nur noch hochgenommen zu werden brauchte. Die Skelette und der Würfel des Unheils befanden sich zusammen, meiner Ansicht nach eine hervorragende Konstellation, um in die Tiefe der Geheimnisse einzudringen und vielleicht auch Kontakt zu Jane Collins aufzunehmen.

Ich faßte den Arm mit beiden Händen und hebelte ihn in die Höhe.

Gleichzeitig vernahm ich wieder das Summen und Flüstern der geheimnisvollen Stimmen. Es drang als Raunen an meine Ohren, und ich nahm auch eine Warnung wahr.

»Nimm ihn nicht, Fremder. Berühre den Würfel nicht. Es könnte dein Verderben sein…«

Verderben?

Fast hätte ich gelacht. Meine Situation konnte bescheidener gar nicht sein. Ich war ein Gefangener in der Vergangenheit, steckte schon im Verderben, die Warnungen konnten mich nicht schocken.

Ich würde den Würfel an mich nehmen.

Das Skelett stellte sich mir nicht mehr in den Weg. Ich schob es einfach zur Seite und bekam auch mit, daß sich die beiden anderen Goldenen in Bewegung setzten.

Sie wollten ihrem Artgenossen zur Seite stehen.

Ohne mich, Freunde, dachte ich und stützte eine Hand auf den seltsamen Tisch, während ich mich vorbeugte und den rechten Arm ausstreckte.

Der Würfel lag im wahrsten Sinne des Wortes zum Greifen nahe vor mir, und ich legte meine rechte Hand auf seine Oberfläche.

Kaum hatte ich Kontakt, als es passierte. Mir wurde innerhalb eines Sekundenbruchteils klar, daß die Stimmen diese seltsame Warnung nicht umsonst ausgesprochen hatten, denn die Reaktion des Würfels traf mich voll und völlig unvorbereitet.

Ich hörte mich schreien.

Dann ging die Welt für mich in Blitzstrahlen und gleißendem Licht unter, so daß ich das Gefühl hatte, in den Mahlstrom der Zeiten zu geraten und mich aufzulösen…

***

Mit einemmal war Suko für die Familie Canotti uninteressant geworden. Und auch dieser Planet der Magier, von dem er berichtet hatte. Jetzt zählte allein die Stimme, die Sukos Erzählungen unterbrochen hatte.

Eine Tote sprach!
Selbst für die Canottis, die allerhand gewohnt waren, hatte dies Folgen, denn sie wußten in den folgenden Sekunden nicht, was sie unternehmen sollten und wer wichtiger war.
Sie entschieden sich gegen Suko und für Jane Collins.
Romano Canotti hatte dies als erster festgestellt. Er starrte seine Frau Maria an, während er unbeweglich auf dem Fleck stand und seine Augen einen seltsam glanzlosen Ausdruck angenommen hatten, der so gar nicht zu seinem sonstigen Äußeren, dem goldenen Schein, passen wollte.
Auch Luigi zeigte sich geschockt. Er war nicht fähig, sich zu artikulieren. Gebückt und mit offenem Mund stand er da und schaute seine Mutter an, als könnte er von ihr Hilfe erwarten.
Maria tat nichts. Sie lauschte den Worten, die die »Tote« ausgestoßen hatte.
Abermals sprach sie, und alle vernahmen, wie sie den Namen eines Mannes erwähnte, den Suko sehr gut kannte.
»John Sinclair…« Über die Lippen der »Toten« drang der Name stockend. Dann wieder. »John Sinclair …«
Zwar stand Suko noch unter dem Bann der Familie, dennoch traf es ihn wie ein Schock. Jane hatte den Namen seines Freundes ausgesprochen, und dies mußte einfach einen Grund gehabt haben.
Stand sie vielleicht mit ihm in Kontakt?
Wenn ja, wäre das phänomenal gewesen.
Jane Collins war verstummt. Auch die Canottis sprachen nicht, bis Romano bemerkte: »Wir sollten etwas unternehmen.«
»Und was?« fragte Maria.
»Uns zumindest mit ihr beschäftigen.«
Der seelische Druck hatte bei Suko ein wenig nachgelassen. Seine Gedankenwelt war wieder klar. Er begriff, daß Jane unter Umständen die Verbindung zu dem verschollenen John Sinclair darstellen konnte und vielleicht einen Teil des Rätsels lüftete Den Canottis ging es allein um den Würfel. Okay, auch Suko wollte ihn haben, aber er wußte gleichzeitig, daß er für Jane Collins ungemein wichtig war, denn er hielt sie am Leben.
Suko schaute die Mitglieder der Familie der Reihe nach an. Nichts rührte sich in deren Gesichtern. Sie blieben glatt und ausdruckslos, nur in den Augen zeigte sich Spannung.
»Ich werde gehen«, erklärte Suko.
»Und wohin?« fragte Luigi.
»Zum Würfel. Jane Collins hat gesprochen.«
»Aber sie ist tot«, sagte Maria. »Sie besitzt kein Herz mehr. Sie kann nicht mehr leben.«
»Wieso konnte sie sprechen?« fragte Suko gegen.

»Was hast du vor, Chinese?« erkundigte sich die Frau mit lauernder Stimme. »Rede!«

»Ich gehe zu ihr und werde versuchen, mit ihr zu reden, das ist alles.«

»Und dann?«

»Erfahren wir vielleicht mehr.«

»Über Sinclair, wie?« Romano lachte krächzend nach dieser Frage.

»Zum Beispiel.«

Noch waren sich die anderen nicht schlüssig. Sollten sie auf Sukos Vorschlag eingehen oder nicht?

Sie schauten sich an. Darüber zu diskutieren, stand nicht zur Wahl.

Suko wollte die Entscheidung der Canottis beschleunigen. Er ging einen Schritt vor, und niemand hinderte ihn daran.

Nur Maria sagte: »Denke immer daran, daß du unter unserem besonderen Schutz stehst.«

»Natürlich.«

Das Klacken der aufeinanderprallenden Bola-Kugeln begleitete Suko auf seinem kurzen Weg zur Vitrine. Er kümmerte sich nicht mehr darum, ging den letzten Rest und blieb an einer Stelle stehen, von der aus er in das Gesicht von Jane Collins schauen konnte.

Suko wußte nicht, wie lange sie schon in dieser Starre lag. Jedenfalls hatte sie ihren Platz und ihre Haltung um keinen Millimeter verändert.

Jane hockte mit angezogenen Knien in der Vitrine, und der Würfel des Unheils lag in ihrem Schoß.

Und sie hatte gesprochen!

Wenn der Inspektor in ihr Gesicht schaute und die blasse Haut sowie die starren Augen sah, konnte er es noch immer nicht glauben.

Nein, diese Frau mußte einfach tot sein…

In den Augen sah er kein Leben. Sie waren halb geöffnet.

Dennoch konnte Suko den starren Blick erkennen, der die Pupillen ausfüllte.

Da stimmte etwas nicht, nein, Jane konnte nicht tot sein, sie hatte doch gesprochen.

Suko fiel es schwer, darüber nachzudenken. Einige Male atmete er tief durch, um den Druck innerhalb des Magens loszuwerden. Und er fragte sich, wo hier die Lösung lag.

»Was ist los?« Wie ein Fremdkörper durchbrach Maria Canottis Stimme seine Gedanken.

Suko drehte sich um.

Die Canotti hatte sich schräg von ihm entfernt aufgebaut. Sie beobachtete ihn mißtrauisch.

»Geben Sie mir Zeit«, forderte der Inspektor.

»Aber nicht zuviel!« schwächte die andere sofort ab.

»Ich darf nichts überstürzen. Was meinen Sie…«

»Keine Reden jetzt! Unternehmen Sie etwas!« forderte die Canotti mit scharfer Stimme.

Suko hob die Schultern. Er war bereit, dieser Person nachzugeben, und nickte.

Dennoch mußte er sich überwinden, um Jane Collins anzusprechen.

Ihren Namen hauchte er. Falls sie in einem Zustand zwischen Wachsein und magischem Schlaf lag, wollte er sie auf keinen Fall erschrecken.

Erst einmal wurde der Inspektor enttäuscht, denn Jane Collins rührte sich nicht. Auch als Suko sie abermals ansprach, zeigte sie keine Reaktion.

Er begann zu zweifeln. Hatte sie überhaupt gesprochen, oder waren sie allesamt nur einer Halluzination zum Opfer gefallen?

Diese Frage stellte sich der Chinese, und er suchte verzweifelt nach einer Möglichkeit, um in Jane Collins Bewußtsein vorzudringen.

Bisher hatte er es nicht gewagt, sie zu berühren. Das wollte er ändern.

Er hob seinen Arm an, streckte die Hand aus und fuhr mit den Fingerkuppen über die Haut an der Stirn der wie tot daliegenden Hexe.

Suko hatte eigentlich erwartet, daß die Haut kalt sein würde. Wie die eines Toten eben. Er täuschte sich. Zwar spürte er keine Wärme, eine gewisse Temperatur war trotzdem vorhanden. Vielleicht lag sie um eine Idee unter der eines normalen Menschen.

Die Hexe befand sich möglicherweise auf dem Weg in eine andere Welt. In die des Jenseits.

Es war schwer, da eine Erklärung zu finden, und Suko dachte auch nicht weiter über dieses Phänomen nach, weil er Jane unbedingt zum Reden bringen wollte.

Dicht unter dem linken Auge blieb sein Finger liegen. Er zog an der Haut und fand sie geschmeidig wie immer.

Keine Totenstarre…

»Jane, hörst du mich?« Abermals fragte er. Seinen Körper hatte Suko vorgebeugt und das Gesicht dicht an das der Hexe gebracht.

Wenn noch etwas Leben in ihr war, mußte sie einfach seine Stimme vernehmen.

Schließlich hatte sie auch geredet.

Und diesmal hatte Suko Glück. Er konnte es selbst nicht fassen und wußte nicht, welchem Umstand er dies verdankte. Jedenfalls bewegte Jane die Lippen.

Dies war nur zu sehen, wenn man genau hinschaute. Sukos Blick schweifte für keine Sekunde von den Zügen der Hexe ab.

»Spricht sie?« fragte die Canotti.

Eine akustische Antwort erhielt sie von dem Inspektor nicht, nur ein

knappes Nicken.
Wieder war es nur ein Hauch, der die Lippen der Hexe verließ.
Aber dieser Hauch hatte einen Namen.
»John Sinclair…«
Sehr deutlich verstand Suko den Namen seines Freundes. Fast wäre er zurückgezuckt. Nur mühsam beherrschte er sich und blieb in seiner Haltung stehen.
»Was ist mit John?« sprach er Jane an.
»John Sinclair…«
Mehr sagte sie nicht, und Suko wurde allmählich unruhig. Wenn sie den Namen schon so aussprach, mußte sie einen Grund dafür haben.
Leider war es Suko nicht möglich, ihn herauszufinden, und er forschte abermals durch seine nächste Frage nach.
»Was ist mit John?«
»Würfel…« Wieder ein neues Wort, das Jane gesprochen hatte.
Dabei war, wie schon zuvor, kein Atemhauch über ihre Lippen gedrungen. Sie blieb völlig apathisch, aber es mußte eine Verbindung zwischen dem Geisterjäger und dem Würfel geben, sonst hätte sie die beiden Begriffe nicht in einen Zusammenhang gebracht.
»Siehst du John?« wollte Suko wissen. Er drängte jetzt. Vor Spannung hatte er seine Hände geballt. »Stellst du fest, Jane, was mit John geschehen ist? Wo befindet er sich?«
»Der Würfel… nein … nicht … du darfst ihn nicht berühren, John. Niemals, du darfst es nicht …«
Das letzte Wort glich einem Schrei, und der Inspektor zuckte diesmal zurück. Dabei drehte er seinen Kopf, um die anderen anzuschauen. Ihre Gesichter waren ebenso ratlos wie das seine.
Die Canottis begriffen nicht.
Aber sie wurde ungeduldig. Es war Luigi, der mit dem rechten Fuß aufstampfte. »Ich habe das Gefühl, daß uns diese komische Person da zum Narren halten will. Wir sollten ihrem Dasein ein Ende bereiten.«
»Halt dich zurück, Luigi!« wurde der junge Canotti von seiner Mutter angefahren. »Du bist noch zu grün…«
Luigi biß hart die Zähne zusammen, aber er gehorchte und enthielt sich eines Kommentars.
»Was ist mit dem Würfel?« fragte Suko weiter. Er hatte sich durch die Reden der Canottis nicht beirren lassen.
»John soll nicht…«
»Wo steckt er?«
»Beim Würfel«, ächzte Jane.
Fast hätte Suko aufgelacht. Wie konnte es möglich sein, daß sich John Sinclair beim Würfel aufhielt? Das gab es nicht, denn der Würfel lag hier vor seinen Augen und auf dem Schoß der ehemaligen Detektivin Jane Collins. Nein, sie mußte sich geirrt haben.

»Da, der Würfel!«

Diesmal hatte Jane nicht gesprochen. Diese Bemerkung war von einer anderen Person in die Diskussion geworfen worden.

Von Maria Canotti.

Suko hatte sich in den letzten Sekunden nur auf die Hexe Jane konzentrieren können und nicht auf den Würfel. Dies hatte er den anderen überlassen.

Und die Canottis sahen es.

Auch Suko schaute auf den Würfel. Seine Flächen hatten sich verändert. Nicht von den Maßen her, sondern inhaltlich. Zwar schwebte die rotviolette Farbe nach wie vor im Hintergrund, sie war allerdings von einer Szene abgelöst worden, die Suko fast den Atem raubte.

Vier Personen sah er.

Drei goldene Skelette und John Sinclair!

Das allein war schon Überraschung genug. Doch ein anderer Gegenstand setzte dem Faß die Krone auf.

Er stand auf dem Tisch und war haargenau der, der sich auch im Besitz der Jane Collins befand.

Der Würfel des Unheils!

Für den Inspektor brach zwar nicht gleich eine Welt zusammen, doch selten in seinem Leben hatte er eine derartige Überraschung erlebt. Wie konnte es möglich sein, daß er den Würfel zweimal sah?

Gab es vielleicht zwei Quader?

Kaum vorstellbar, und wenn, würde das alles durcheinanderbringen.

Den gesamten Komplex Atlantis völlig auf den Kopf stellen.

Zwei Würfel!

Nein, das konnte nicht sein.

Die Canottis hatten Sukos Unsicherheit bemerkt. Wieder blieb es Maria Canotti überlassen, vorzugehen und die Initiative zu ergreifen.

Suko hörte sie kaum, als sie an ihn herantrat. Erst als sie leise lachte, schaute er nach links.

»Überrascht?« fragte die Frau.

»Und wie!«

»Ja, manches ist seltsam.« Sie schaute in den Würfel und begann zu nicken.

Auch Suko beobachtete weiter. Er sah seinen Freund John Sinclair innerhalb des Quaders und stellte sich zwangsläufig die Frage, wo er sich befinden konnte.

Dann erinnerte er sich an das Nicken der Maria Canotti und stellte ihr die Frage.

»Ich kann es nur vermuten, Chinese. Wenn mich nicht alles täuscht, gibt es keine zwei Würfel, sondern nur einen.«

»Das ist ein Widerspruch!«

»Es mag dir so vorkommen, aber du solltest in anderen Dimensionen denken. Dieser Würfel, den die angeblich Tote festhält, befindet sich in der Gegenwart. Durch ihn aber kannst du in die Vergangenheit blicken. Den Würfel und die Person, die du zu sehen bekommst, befinden sich in der Vergangenheit. John Sinclair ist dort hingeschleudert worden und erlebt etwas, das nicht jeder zu sehen bekommt. Er kennt jetzt die Heimat der goldenen Skelette, denn dort hat auch der Würfel des Unheils seinen Platz gehabt, bevor seine Odyssee begann.«

Suko begriff. »Dann ist also das, was ich in der Würfelfläche erkenne, die Vergangenheit.«

»Genau!«

Es war unwahrscheinlich, aber nicht unmöglich. Suko erinnerte sich an die Totenmaske aus Atlantis. Sie gehörte Myxin, und auch durch sie konnte er in die Vergangenheit schauen.

Jetzt verhielt sich der Würfel ähnlich.

Der Inspektor schluckte. Es war für ihn schwer, diese Tatsache zu verdauen, und ihn interessierte auch nicht mehr das kalte Lächeln der Maria Canotti, die Szene innerhalb des Quaders nahm seine volle Aufmerksamkeit in Anspruch.

John Sinclair lebte. Darüber freute er sich. Leider war er ein Gefangener der Vergangenheit, und er befand sich auf dem längst versunkenen Kontinent Atlantis.

Was würde passieren, wenn er versuchte, den Würfel an sich zu nehmen? Alles deutete darauf hin, denn er befand sich nur mehr wenige Schritte von dem Tisch entfernt und näherte sich den drei goldenen Skeletten.

Bisher hatten diese noch nicht reagiert.

Im nächsten Augenblick änderte sich dies. Ein Skelett versuchte, John aufzuhalten, indem es seinen rechten Arm zur Seite streckte und dem Geisterjäger eine Barriere in den Weg stellte.

Sinclair ließ sich nicht beirren. Er drückte den Arm zur Seite, hatte freie Bahn und stützte sich auf dem Tisch ab und streckte den rechten Arm aus, um den Würfel zu fassen.

Im selben Augenblick stöhnte Jane Collins auf, obwohl John seine Hand noch nicht auf den Quader gelegt hatte.

Suko glaubte, daß sich der Geisterjäger in Gefahr befand. Ändern konnte er daran nichts. Nicht aus der Zukunft.

Wie sollte er ihm helfen?

»Nicht, neiinnnn…«

Selbst Maria Canotti zuckte zusammen, als sie den Schrei der Jane Collins vernahm. So laut hatte sie noch nie gesprochen, aber sie konnte John nicht warnen. Die Entfernungen waren unüberbrückbar.

Und John Sinclair faßte zu.

Im selben Augenblick griffen Kräfte ein, die weder Suko, Jane noch die Canottis kontrollieren konnten…

***

Pernell Kent war bisher stolz darauf gewesen, all das zu finden, was er finden wollte. Oft genug hatte sich die Polizei an den Fällen die Zähne ausgebissen. Bei ihm sah es anders aus. Er besaß eine bessere Methode und auch »Nase«, wie er es immer nannte.

Das Flugzeug sollte sich in der Toskana befinden, hatte der Teufel ihm gesagt. Von Bern bis dorthin war es zwar nicht weit, aber es verging immerhin Zeit, und die hatte Kent nicht. Er arbeitete stets unter Druck, denn er setzte sich selbst Termine.

In einem kleinen Lokal, das sehr lange geöffnet hatte und am Bahnhof lag, dachte er nach. Inmitten eines bunt gemischten Publikums fiel er nicht auf. Vor sich hatte er eine Tasse Kaffee stehen, schaute gedankenverloren auf die braune Oberfläche und dachte darüber nach, wie er am besten in die Toskana gelangte.

Er konnte den Wagen nehmen, aber auch eine Maschine chartern.

Kosten spielten keine Rolle, Geld hatte er genug.

Dennoch störte ihn beides. Auch wenn er flog, hatte er das Gefühl, trotzdem zu spät zu kommen. Wie also sollte er das ändern?

Als er die Tasse anheben wollte, erstarrte er in der Bewegung, denn auf der Oberfläche des Kaffees entstand ein Gesicht.

Die Fratze des Teufels!

Und er hörte das Lachen. Es schallte ihm nicht aus der Tasse entgegen, klang nur in seinen Ohren nach. Aus dem Kaffee war das Gesicht verschwunden.

»Ich hatte dich für klüger gehalten«, flüsterte ihm der Satan zu, wobei er sich immer noch nicht zeigte. »Wirklich für klüger.«

»Wie meinst du das?«

»Ist doch ganz einfach. Du stehst unter meinem Schutz, du gehörst zu mir. Meinen Dienern gebe ich alle Hilfsmittel, die sie benötigen. Um an dein Ziel zu gelangen, brauchst du weder ein Flugzeug zu nehmen noch einen Wagen. Das geschieht anders.«

»Und wie?«

»Kennst du die Zeitreise?«

»Davon habe ich gelesen«, gab der andere zu.

»Ja. Autoren haben darüber geschrieben. Vielleicht wußten diese mehr als du, denn es gibt sie wirklich. Kannst du dir das vorstellen? Die Zeitreise existiert, und ich möchte, daß du sie unternimmst, um innerhalb eines Gedankensprungs an dein Ziel zu gelangen. Das ist alles.«

Pernell Kent hätte normalerweise gelacht. Hier hütete er sich strikt davor, denn er hatte erlebt, wie der Satan reagieren konnte.

Für ihn schien es das Wort unmöglich nicht zu geben.

Kent blieb gelassen, obwohl es ihm schwerfiel. »Du weißt, daß ich dir vertraue, deshalb zeige mir den Weg. Ich bitte dich darum.«

»Zahle erst, da ich kein Aufsehen erregen möchte.«

»Auch das mache ich.« Der Detektiv winkte der Bedienung. Es war eine ältere Frau mit dicken Ringen unter den Augen. Sie kassierte den Betrag. Kent erhöhte auf zwei Franken.

»Danke«, sagte die Frau. Sie wandte sich ab und ging zum Nebentisch.

In diesem Augenblick reagierte die Magie. Plötzlich gab es genau dort, wo Pernell Kent noch vor Sekunden gesessen hatte, eine kleine Explosion. Rauchwolken entstanden, und innerhalb dieser Wolken war eine grellrote Spirale zu sehen, die einen menschlichen Körper umfaßt hielt. Einen Moment später war das Bild verschwunden und auch der Mann, der seinen Kaffee getrunken hatte.

Obwohl zahlreiche Gäste das Ereignis mitbekommen hatten, konnte sich kaum jemand daran erinnern, was genau vorgefallen war. Die Bedienung auch nicht, die aus großen Augen auf den leeren Stuhl schaute und anfing, an Gespenster zu glauben.

Der Mann, um den es ging, befand sich mittlerweile ganz woanders.

Auch nicht mehr in einem Raum, sondern im Freien. Er spürte den Wind, der gegen seine Gesichtshaut fuhr und ein wenig Kühlung brachte. Auch in der Toskana war es Nacht. Der Himmel spannte sich langgestreckt über das wellige Land, und seine Sternenpracht war einmalig zu nennen.

Wohl fühlte sich Pernell Kent nicht. Ein leichtes Schwindelgefühl hatte von ihm Besitz ergriffen. Er schüttelte ein paarmal den Kopf und vernahm dabei die Stimme seines Meisters.

»Du bist nahe daran«, erklärte ihm der Teufel. »Löse deine Aufgabe gut. Du hast die Träne des Teufels gefunden. An diesem Problem sind viele gescheitert. Du könntest es schaffen. Aus diesem Grunde habe ich dich auserwählt. Finde und töte Jane Collins.«

»Mit einer Kugel?«

Der Satan lachte. »Nein, nicht mit einer Kugel. Du wirst schießen, aber deine Waffen sind manipuliert. Wenn du mir nicht glaubst, mache den Versuch…«

Kent wollte noch eine Frage stellen, aber Asmodis hielt sich zurück.

Der Höllen-Detektiv hob die Schultern. Breitbeinig baute er sich auf und zog mit einer blitzschnellen Drehbewegung seiner Arme beide Revolver aus den Schulterholstern.

Hätte er eine andere Kleidung getragen, wäre der Westernheld perfekt gewesen. So aber wirkte er wie ein normaler Killer.

Genau visierte er einen Felsen an. Er wuchs wie eine krumme Hand aus dem Boden. Hinter ihm stieg ein Hügel buckelartig in die Höhe.

Kent schoß.

Zunächst dachte er an eine Ladehemmung der beiden Waffen, denn er vernahm keinen Abschußknall, nur ein Pfeifen. Keine Kugel verließ die Läufe, dafür etwas anderes.

Eine grüne, schlangenartige Masse schlängelte sich hervor und traf dort, wohin der Mann gezielt hatte. Sie klatschte gegen die Felsen und löste das Gestein auf.

Vor Kents Augen verdampfte der Fels.

Der Detektiv schüttelte den Kopf. Abermals erlebte er eine Überraschung, die er noch verdauen mußte. Innerhalb von Sekunden war von dem Felsen nichts mehr zu sehen.

»Das ist ja irre«, flüsterte Pernell. »Einfach irre. Eine Waffe, wie ich sie mir immer gewünscht habe.« Er schaute auf die Revolver in seinen Fäusten und begann laut zu lachen. Dabei war es ihm egal, ob er gehört wurde oder nicht. Er fühlte sich in diesen Augenblicken unbesiegbar und flüsterte, nachdem er sein Lachen beendet hatte:

»Einmalig. Verdammt einmalig. Satan, ich danke dir! Und ich werde dich nicht enttäuschen, darauf kannst du dich verlassen!«

»Das hoffe ich auch für dich!« Asmodis hatte gesprochen.

Abermals war er für Pernell Kent nicht zu sehen gewesen.

Der Höllen-Detektiv schaute in die Runde. Er sprach gegen den dunklen Himmel. »Ich hole sie dir, Asmodis, darauf kannst du dich verlassen. Ich hole sie dir.«

»Nein, nicht für mich. Du sollst sie töten. Und zwar endgültig vernichten. Dann nimmst du den Würfel an dich. Hast du verstanden, den Würfel!«

»Ja!«

Eine weitere Bemerkung des Höllenherrschers folgte nicht mehr.

Pernell Kent befand sich allein und umgeben von den runden Hügeln der Weinberge. Den Weg hatte ihm Asmodis nicht erklärt.

Das war auch nicht nötig gewesen, denn als Kent sich umschaute, sah er einen ziemlich breiten Pfad, der zwischen die Hügel führte.

Den nahm er.

Schon nach den ersten Schritten schluckte er Staub. Es hatte lange nicht mehr geregnet, dementsprechend trocken war der Boden und zudem mit kleinen Steinen belegt, die durch die Sohlen drückten.

Der Marsch gefiel Kent nicht. Er gehörte zu den Typen, die lieber auf einer Luxusyacht lagen, umgeben von scharfen Girls, die ihn verwöhnten.

Wenn es Action gab, dann an den entsprechenden Luxusstätten und nicht wie hier zwischen uralten Weinbergen.

Der Weg stieg an. Von den Hügeln fuhr der Wind. Wie mit sachten Fingern strich er durch die Rebstöcke, und die Weinblätter schabten gegeneinander. Geräusche, die den Höllen-Detektiv auf seinem Weg

begleiteten und an die er sich gewöhnte.

Eine Viertelstunde verging. Trotz der nächtlichen Kühle begann er zu schwitzen. Mit einem Taschentuch wischte er sich hin und wieder die Stirn trocken.

Weit konnte er sich nicht mehr von seinem Ziel entfernt befinden.

Dann hätte sich der Teufel nicht erst diese Mühe zu machen brauchen.

Noch eine große Kehre mußte er nehmen. An der rechten Seite wurde der Hang durch die Steine einer Mauer abgestützt, und dann endlich sah er das Flugzeug. Pernell Kent blieb im Scheitelpunkt der Kehre stehen und konnte über ein Plateau schauen.

Die Maschine lag vor ihm wie auf dem Präsentierteller. Eine gewaltige silberne Zigarre mit zwei Flügeln. Ein Kunstwerk der Technik, das in dieser Landschaft völlig fehl am Platze war.

Durch die Nase atmete der Mann ein. Im Hals schmeckte er den Staub, und seine Augen hielt er ein wenig zusammengekniffen.

Jane Collins befand sich in dieser Maschine. Obwohl es dunkel war, konnte er erkennen, daß der Einstieg offenstand. Und er glaubte auch, Stimmen zu vernehmen.

Demnach hatte er es mit mehreren Personen zu tun. Das gefiel ihm weniger. Pernell Kent stellte sich auf diese Tatsache ein und wurde noch vorsichtiger bei seinem Marsch zum Ziel, er duckte sich. Sein Blick war starr auf die Maschine gerichtet. Die Lippen bildeten einen Strich, und er holte nur mehr flach Atem.

Die beiden Revolver hatte er in den Holstern gelockert. So schnell wie möglich mußte er sie ziehen können. Da durfte kein Sekundenbruchteil vergehen, sonst konnte es für ihn unter Umständen tödlich enden, auch wenn ihn der Teufel beschützte.

Als er einige Schritte zurückgelegt hatte und das Gelände vor der Maschine besser überblicken konnte, sah er auch die Gegenstände, die verteilt auf dem Boden lagen.

Als Gegenstände hatte er sie bei seiner Entdeckung bezeichnet.

Nun revidierte er sein Urteil.

Man konnte einen Toten nicht als Gegenstand bezeichnen. Die Leiche lag dicht vor dem Ausstieg auf dem Rücken. Ihre glanzlosen Augen mußten noch gegen den Rumpf der Maschine starren.

Welches Drama hatte sich hier abgespielt? Hatte vielleicht schon zuvor jemand versucht, Jane Collins zu töten, und war bei dieser Attacke kläglich gescheitert?

Kent war von Natur aus mißtrauisch. Er beschloß daher, diese Überlegungen in sein Kalkül mit einzubeziehen.

Die Form des Geländes kam ihm nun zugute. Der Boden war nicht nur eben, er besaß regelrechte Wellen und kleine Hügel, auch Mulden, so daß sich der Höllen-Detektiv einigermaßen gedeckt dem Flugzeug

nähern konnte.

Das ging so lange gut, bis er über irgend etwas stolperte, den Gegenstand dabei noch nach vorn kickte, ihm nachschaute und erst jetzt feststellte, daß es sich um Knochen handelte, die im Weg gelegen hatten.

Selbst der harte Pernell Kent erschrak über diesen Fund. Er war einiges gewohnt, aber damit hatte er nicht gerechnet.

Er dachte darüber nach, von wem diese Knochen wohl stammen konnten, und machte sich die Mühe, sie genau zu untersuchen. Er ging in die Knie, nahm einen Knochen auf, schaute ihn sich an und begann hart zu lachen. Natürlich, wie er sich schon gedacht hatte.

Das waren Menschenknochen. Die Reste eines Skeletts.

Er schüttelte sich und ging weiter. Nur einige Schritte von der ersten Fundstelle entfernt fand er die nächsten Knochen. Auch so bleich und blank.

Zwei Finger versenkte er in die leeren Augenhöhlen, hob den Schädel hoch und fand unter ihm etwas, das er als noch nicht völlig zerstörten Stoff identifizierte.

Licht wollte er nicht machen. In der Dunkelheit hätte ihn auch die kleinste Flamme verraten können. Er untersuchte den Stoff und kam zu dem Ergebnis, daß es sich dabei um ein sehr reißfestes Material handelte. So was trug man normalerweise nicht, es sei denn, der Träger gehörte zu den Soldaten.

Ja, das war der Rest eines Drillichzeugs.

Waren Soldaten hier? Möglich, und sie hatten es nicht mehr geschafft, dem Grauen zu entkommen. Irgendeine Kraft hatte furchtbar unter ihnen aufgeräumt.

Kent schluckte ein paarmal. Er hockte wie ein sich versteckt haltendes Tier in der Finsternis und kam zu dem Entschluß, daß dieser Job doch gefährlicher war, als er gedacht hatte. Der Teufel hatte schon gewußt, weshalb er nicht selbst eingriff.

Raffiniert gemacht, das gab Pernell Kent zu.

Dennoch wollte er nicht zurück. Vielleicht war dies eine Aufgabe für einen einzelnen. Mehrere Soldaten hätten da nur gestört. Im Entengang und möglichst lautlos näherte er sich der Maschine.

Jetzt hörte er auch hin und wieder eine Stimme. Zumindest eine Frau mußte sich unter den Insassen befinden.

Seine innere Spannung stieg noch weiter. Über ihm stand ein allmählich voller werdender Mond am Himmel. Sterne sandten Lichtblitze auf die Erde. Der von dem einsamen Mann aufgewirbelte Staub schimmerte wie in der Luft schwebende Silberkörner.

Noch wenige Schritte, dann stand er direkt unter dem Einstieg und auch neben der Leiche.

Es war der Pilot, das erkannte der Mann an der Kleidung.

Pernell Kent schaute hoch.
Ja, die Entfernung stimmte. Sie konnte er mit einem Sprung überbrücken. Ein Klimmzug würde ihn anschließend höher bringen, so daß er sich in die Maschine schwingen konnte.
Noch einmal duckte er sich, sammelte Kraft, wollte sich abstoßen, als ein Ereignis eintrat, das seine Pläne radikal umwarf.
Kent vernahm einen hellen Schrei, und im nächsten Augenblick verwandelte sich das Innere der Maschine in eine gleißende Lichthölle, die alles mitriß…

***

Das Gesicht des Superintendenten erinnerte an eine zerfurchte Kraterlandschaft. So tief hatten sich die Sorgenfalten in seine Haut gegraben. Sir James Powell war zwar nicht gerade am Ende, aber viel fehlte nicht, denn er hatte noch keine Nachricht aus Italien.
Hinter seinem Schreibtisch konnte er es nicht aushalten. Deshalb war er aufgestanden und ans Fenster getreten. Sein Blick fiel durch die breite Scheibe.
Bald war die Nacht vorüber. Schon jetzt setzte die Morgendämmerung ein.
Im Osten schob ein helleres Band aus grauer Farbe die Schwärze der Nacht immer weiter zurück. Die Dunkelheit verlor gegen den Tag. So war es immer, ein ewiger Kreislauf, aber was würde der neue Tag bringen? Vielleicht die endgültige Gewißheit, daß es Männer wie John Sinclair und Suko nicht mehr gab?
Sir James atmete schneller, als er daran dachte. Bisher hatten es die beiden immer geschafft, aber dieser Fall war einfach zu kompliziert. Der Superintendent dachte auch an den Eisernen Engel. Er war erschienen, um Hoffnung zu machen. Das hatte er auch geschafft. Leider war Sir James diese Hoffnung wieder abhanden gekommen, da sich in den beiden Stunden nach dem Besuch des Eisernen Engels nichts getan hatte. Wie sollte er es schaffen, in die Vergangenheit zu gelangen, um…?
Ein zaghaftes Klopfen an der Tür unterbrach die Gedanken des Mannes. Sir James wußte, wer Einlaß begehrte.
»Kommen Sie rein, Glenda.«
Glenda Perkins betrat das Büro mit einem Tablett. Sie hatte Kaffee gekocht, und Sir James sprach auch nicht dagegen, obwohl er sonst kaum Kaffee trank.
»Es ist magenfreundlicher«, erklärte Glenda.
In dieser Lage kam Sir James diese Bemerkung vor wie ein Scherz an falscher Stelle. Das war alles so unwichtig geworden, Glenda hatte es nur gut gemeint.
»Ich danke Ihnen.«

Glenda sah ebenfalls übernächtigt aus. Sie hatte geweint, das bewies die Rötung ihrer Augen. Mit zitternden Händen schenkte sie zwei Tassen voll.

Sir James ging zu ihr. Er lächelte knapp, als er seine Tasse nebst Unterteller hochhob. Über den Rand schaute er hinweg und sah Glendas fragenden Blick.

»Noch immer nichts«, sagte er nach dem ersten Schluck. »Keine Nachricht aus Italien.«

»Dann ist John verschollen.«

»Hoffentlich.«

»Wieso?«

»Stellen Sie sich vor, John und Suko wären nicht mehr am Leben.«

Glenda nickte. »Da haben Sie recht.« Dann schüttelte sie den Kopf.

»Aber das geht doch nicht. Wenn sie in der Vergangenheit getötet würden, könnten sie in der Zukunft oder Gegenwart überhaupt nicht mehr leben. Oder sehe ich das falsch?«

Sir James schaute auf die Tasse, legte seine Stirn in Falten und nickte gedankenverloren. »Ja, das stimmt schon«, erklärte er, »aber ich befürchte, daß wir uns darauf nicht verlassen können. Schwarzmagische Kräfte sind nicht berechenbar, Glenda. Die halten stets einen Trumpf in der Hinterhand.«

»Das glaube ich auch.«

Danach schwiegen die beiden so unterschiedlichen Personen.

Glenda trank den Kaffee. Bei jedem Schluck, den sie nahm, hatte sie das Gefühl, einen dicken Kloß mit hinunterwürgen zu müssen. Aber der Kloß stieg immer wieder hoch und saß bis zum nächsten Schluck in ihrer Kehle fest.

»Setzen Sie große Hoffnungen auf die Italiener?« fragte sie nach einer Weile.

»Kaum.«

»Wieso nicht?«

»Di Conti mag ein guter Mann sein, aber das Problem mit Soldaten anzugehen, halte ich nicht für richtig.«

»Was hätte er sonst tun sollen?«

»Eine gute Frage, Glenda, auf die ich leider keine Antwort weiß. Es ist schwer, andere Menschen von Dingen zu überzeugen, die sie selbst ablehnen. Dafür brauche ich nicht einmal nach Italien zu fahren, auch hier im eigenen Hause erleben wir es oft genug, wie Sie selbst wissen.«

»Ja, das stimmt.«

Das Telefon meldete sich. Es war ein summendes, hartes Geräusch, klang überlaut und kam Glenda Perkins auf irgendeine Art und Weise so endgültig vor.

Blitzartig schnappte Sir James nach dem Hörer und meldete sich mit einem knappen »Ja«.

Er hörte kurz zu. Wie unter Fieber saß Glenda Perkins da und schaute den Superintendenten an.

»Ich verstehen Sie, Signore di Conti«, erklärte dieser, »trotz der großen Entfernung. Haben Sie einen Grund dafür, daß Sie das Gespräch derart beginnen?«

»Ja, den habe ich tatsächlich, Sir James. Es ist etwas Furchtbares geschehen.«

»Reden Sie, bitte!«

»Von den ausgeschickten Soldaten ist nur die Hälfte zurückgekehrt.«

Nach diesen Worten schwieg der Mann. Sir James begann zu schwitzen. Er holte ein Tuch aus der Innentasche seines Jacketts und tupfte damit über seine Stirn.

»Haben Sie es gehört?«

»Ja, das habe ich.«

»Und was sagen Sie dazu? Fünf Männer sind in den Tod geschickt worden. Für nichts und wieder nichts.«

»Können Sie mir genauere Angaben machen, wie so etwas passieren konnte, Signore di Conti?«

»Das kann ich nicht.«

Di Conti betonte das Wort *ich* sehr stark, und der Superintendent schaltete schnell. »Aber ein anderer«, folgerte er.

»In der Tat, wie Sie als Engländer zu sagen pflegen. Ich werde Sie mit dem Einsatzleiter des Trupps verbinden. Mit einem NATO-Offizier. Es ist Major Russell, ein Landsmann von Ihnen, und er kann Ihnen genaue Auskünfte geben. Bleiben Sie dran.«

Es knackte einige Male in der Leitung, dann vernahm Sir James eine harte Männerstimme, der es doch nicht gelang, ein Zittern zu unterdrücken. So sehr schien der Mann noch unter dem Eindruck des Erlebten zu stehen.

Sir James stellte sich vor und bat darum, den Bericht zu hören.

»Ja, Sir, das mache ich. Obwohl es unglaublich klingt, aber ich schwöre Ihnen, daß alles, was Sie nun zu hören bekommen, den Tatsachen entspricht.«

»Dann bitte.«

Sir James war es gewöhnt, zuzuhören, wenn ein anderer sprach.

Daran hielt er sich auch jetzt und stellte erst eine Frage, als der Major mit seinem Bericht fertig war.

»Was haben Sie alles innerhalb der Maschine genau gesehen? Können Sie das aufzählen?«

»Natürlich.« Die Stimme des Majors klang noch immer gehetzt. Er bekam die Personen auch zusammen, und er berichtete zuletzt von Jane Collins und Suko.

»Einen anderen Menschen haben Sie nicht gesehen? Ich meine, einen normalen Menschen?« Sir James beschrieb den Geisterjäger.

»Nein, das nicht. Er war doch kein Pilot?«

»Bestimmt nicht«, erwiderte Sir James. »Und die Frau hat noch in der Vitrine gelegen?«

»Exakt, Sir. Zusammen mit diesem schrecklichen Würfel, aus dem der Nebel quoll.«.

»Wer zeigte sich dafür verantwortlich?«

»Der Chinese, Sir!«

»Was?«

»Ja, der Kerl mit der goldenen Haut, der nicht zu den Italienern gehörte. Er hatte den Würfel angefaßt, und dann drang der Nebel daraus hervor. Der fraß meine Leute. Ich kann es jetzt noch nicht fassen, daß uns die Flucht gelungen ist. Da haben wir mehr Glück als Verstand gehabt, Sir.«

Das wollte der Superintendent wohl glauben. In seinem Hals war es trocken geworden, und er dachte daran, was er jetzt noch alles unternehmen konnte.

Wahrscheinlich nichts. Suko befand sich in Italien, er in London.

Fünf Soldaten hatten den Einsatz bereits mit dem Leben bezahlt.

Schickte er andere hin, würden sie das gleiche Schicksal erleiden. Es gab kaum ein Gegenmittel wenn der Nebel produziert wurde.

Major Russell schien Gedanken erraten zu können, denn er rückte mit einem Vorschlag heraus. »Vielleicht könnte man das Flugzeug bombardieren. Das ist die einzige Chance, die ich sehe. Das Ding einfach in die Luft sprengen. Aber es müßte schnell geschehen, bevor der Nebel noch mehr Unheil anrichten kann.«

»Das wäre eine Möglichkeit«, gab Sir James zu. »Ich werde darüber nachdenken und Ihnen dann Bescheid geben. Zuvor möchte ich mit di Conti sprechen. Geben Sie ihn mir noch mal.«

»Sofort, Sir.«

»Na, haben Sie alles gehört, Sir James?« erkundigte sich der Italiener.

»Verdammte Sache, wie?«

»In der Tat.«

Di Conti lachte. »Sie bleiben gelassen, aber ich nicht. Der Major hat recht. Wenn wir etwas erreichen wollen, müssen wir die Maschine in die Luft sprengen. Wir dürfen uns auch nicht um irgendwelche Gesetze kümmern, sondern müssen handeln. So rasch wie möglich.«

»Wollen Sie die Verantwortung übernehmen?« erkundigte sich Sir James.

»Es bleibt mir ja nichts anderes übrig.«

»Dennoch bin ich dagegen. Vielleicht ergibt sich noch eine andere Chance.«

»Und wie lange wollen Sie warten?«

»Das weiß ich leider auch nicht. Geben Sie mir noch einen halben Tag. Möglicherweise hat sich bis dahin etwas geändert.«

»Glauben Sie daran?«
»Ja.«
»Dann glauben Sie mal weiter. Mich können Sie nicht überzeugen. Ich werde schon alles vorbereiten.«
»Das können Sie machen. Nur warten Sie meinen Anruf ab. Unternehmen Sie vorher nichts.«
»Verstanden.«
Di Conti hängte eine Sekunde später ein. Auch Sir James legte den Hörer aus der Hand. Er drehte sich zu Glenda Perkins hin um. Sein Gesicht wirkte noch mehr gealtert, die Haut noch grauer. Er schüttelte den Kopf. »Haben Sie alles verstanden, Glenda?«
»Nur die Hälfte, Sir.«
»Es hat fünf Tote gegeben. Der Todesnebel hat die Soldaten vernichtet. Und Suko schien ihn produziert zu haben. Können Sie sich das vorstellen? Suko produzierte den Nebel!«
»Nein, Sir.«
»Ich auch nicht, aber es muß so sein.« Der Superintendent schob seine Brille höher. »Obwohl ich möglicherweise eine Entschuldigung für ihn hätte. Di Conti sprach davon, daß auch Suko zu einem Goldenen geworden ist. Demnach hat er es unter Umständen nicht freiwillig getan. Er befindet sich möglicherweise als Gefangener an Bord der Maschine.«
»Aber davon hat der andere nichts gesagt – oder?«
»Nein. Major Russell stand noch zu sehr unter dem Schock des Erlebten. Verständlich, das Ereignis lag noch nicht so lange zurück.«
Sir James hob die Schultern. »Man hat mir vorgeschlagen, meine Zustimmung zur Bombardierung der Maschine zu geben…«
»Sir, das werden Sie doch nicht zulassen!« rief Glenda.
Der Superintendent lächelte. »Ich habe mir Bedenkzeit erbeten. Einige Stunden…«
»Und wenn bis dann nichts geschehen ist?« Glenda Perkins hatte eine sehr gute Frage gestellt, und Sir James ließ sich mit der Antwort dementsprechend Zeit.
»Möglicherweise hätte ich die Sache anders gesehen, wenn nicht der Eiserne Engel erschienen wäre.«
Glenda begriff. »Dann setzen Sie auf ihn Ihre Hoffnung?«
»Es bleibt mir nichts anderes übrig. Oder wissen Sie noch einen anderen?«
»Vielleicht. Ich denke da an Kara und Myxin.«
»Stimmt. Nur sind die beiden weit weg. Wir wissen nicht einmal, wo sich die Flammenden Steine befinden. Schließlich sind sie nicht sichtbar für einen normalen Menschen.«
»Die wissen bestimmt schon Bescheid!« behauptete Glenda.
»Und woher?«

»Keine Ahnung, aber ich ziehe nur einen Vergleich. Erinnern Sie sich an das Mädchen Julia, das auf ihrer Geige spielte. Da haben Myxin, Kara und der Eiserne Engel auch mit eingegriffen, um das Grauen zu stoppen, das aus dem Friedhof drang.«

Sir James lächelte. »Ihren Optimismus möchte ich haben, Glenda.«

»Bleibt mir etwas anderes übrig?« Sir James schüttelte den Kopf.

»Nein, das wohl nicht…«

***

Suko sah das Licht, und er kam sich vor wie der Mittelpunkt eines hellen Feuers.

Kräfte waren entstanden, die niemand berechnen, begreifen oder erfassen konnte.

Magische Entladungen tobten durch das Flugzeug und erschütterten es in seinen Grundfesten. Sturm heulte auf, drang in das Licht hinein.

Explosionen entstanden, und Suko hatte das Gefühl, als würde sein Körper auseinandergerissen, um in seinen kleinsten Bestandteilen wegzufliegen.

Was mit den Canottis passierte, sah er nicht. Er mußte sich mit sich selbst beschäftigen und versuchte trotz des ihn umgebenden Chaos einen einigermaßen klaren Gedanken zu fassen.

Noch immer stand er vor der Vitrine. Er sah sie sogar, und er sah Jane Collins darin liegen. Nur hatte sie sich ebenso verändert wie die Vitrine.

Bleich wie Trockeneis sah sie aus. Dieselbe Farbe hatte auch die Vitrine, und nur der Würfel schimmerte in einem überirdisch gleißenden Glanz.

Er schien um das Vielfache seiner einstigen Größe gewachsen zu sein.

Lichtkaskaden umtanzten ihn, und genau dort, wo sich das Zentrum befand, sah Suko, daß sich dort etwas hervorkristallisierte.

Er hatte das Gefühl, in eine andere Welt schauen zu können. Was er zuvor als so klein und innerhalb des Würfels entdeckt hatte, gewann nun an Größe und Bedeutung.

Goldene Skelette entdeckte er, einen leeren Tisch, nur mehr einen Würfel, denn an dieser Stelle befand sich plötzlich der Schnittpunkt zwischen Gegenwart und Vergangenheit.

Ein Knotenpunkt der Zeit!

Ein nicht begreifbarer Raum, in dessen Innern doch etwas zu sehen war, denn es schob sich praktisch aus dem Nichts eine Gestalt hervor.

Ein Mann…

Suko stand unter Druck. Er wußte nicht, ob er richtig reagierte, konnte aber nicht anders.

Ein gellender Schrei drang aus seinem Mund, und dieser Schrei hatte

einen Namen.

»Johhhnnnn…!«

ENDE des dritten Teils

[1]Siehe John Sinclair Nr. 306 »Die Träne des Teufels«

[2]Siehe John Sinclair Nr. 233 »Allein in der Drachenhöhle«

[3]Siehe John Sinclair Taschenbuch Nr. 73 045 »Der Druiden-Schatz«